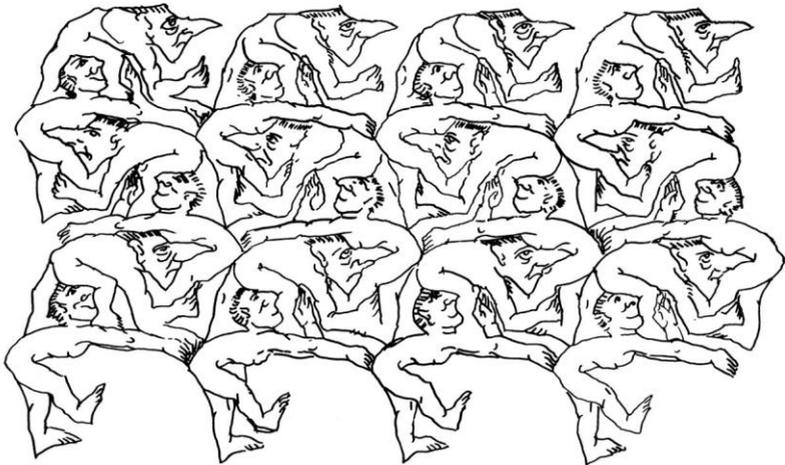


NACHBARSCHAFT

NACHBARSCHAFT



Studentischer Arbeitskreis Geschichts- und Kulturwissenschaften
Gießen (StArK)

Nachbarschaft

Sammelband zur ersten Tagung am 05. Dezember 2015

Herausgegeben vom Studentischen Arbeitskreis Geschichts- und Kulturwissenschaften Gießen (StArK) / Holger Sturm

Gießen

JLUpub

2022

DOI: <http://dx.doi.org/10.22029/jlupub-549>

Inhalt

<i>Holger Sturm</i>	
Vorwort	8
<i>Christian Jung</i>	
Nachbarschaft – eine methodische und theoretische Annäherung ...	10
<i>Roman Tischer</i>	
Barbarossa als „hostis societatis“ – Raumwahrnehmung und Identitätskonzept des ersten Lombardenbundes	28
<i>Simone Brehmer / Pascal Wengert</i>	
„Die ewig unvollendeten Türme“ – Nachbarschaftlicher Dualismus und machtpolitische Konflikte zwischen Burg und Stadt Friedberg im Mittelalter	50
<i>Timo Mohr</i>	
„Neighbour or yet a stranger“ – Transformation des Nachbarschaftsaspekts vor und nach dem großen Brand in London 1666	100
<i>Markus Jakob</i>	
Nachbarschaft in der Fremde – Deutsche Auswanderer an der Wolga im 18. Jahrhundert.....	136
<i>Larissa Sebastian</i>	
Elizabeth Gaskells „North and South“ als <i>spatial story</i>	160
<i>Sarah Noske</i>	
Raumwahrnehmung nach dem Zweiten Weltkrieg in Gießen – Nachbarschaft versus Isolation?.....	184
<i>Nazim Diehl / Dennis Müller</i>	
„Wir sind ein Volk.“ – Ja, wir auch!“, Humoristische Zugänge zum Stereotyp des „Ossis“	208

Vorwort

Pflanzen führen oftmals unter Nachbarn zu Streit: Der grenznahe Eichenbaum verdunkelt das eigene Grundstück, der benachbarte Garten erscheint ungepflegt, der Pflanzzwerg des Nachbarn trägt keine Hose. Philologisch fragwürdig wird so mancher sagen oder denken: „In dem Wort Nachbarschaft steckt in jedem Fall Arsch.“

Aus der Nähe betrachtet dürfte das Wachstum unserer „Pflanze“ mit dem Namen „StArk“ jedoch weniger für Ärger als für Anerkennung sorgen. Denn der im Juli 2015 aufkeimende Gedanke, an der Justus-Liebig-Universität Gießen einen interdisziplinär ausgerichteten Studentischen Arbeitskreis für Studierende und Alumni des Fachbereichs „Geschichts- und Kulturwissenschaften“ zu gründen (vgl. https://www.uni-giessen.de/fbz/fb04/studentische_gruppen/stark-studentischer-arbeitskreis), bietet nun mit dem vorliegenden Sammelband zu einer am 5. Dezember 2015 stattgefundenen Tagung erste erkenntnisreiche Früchte. Diese sind aus einer theoretisch und methodisch fundierten sowie interdisziplinär angelegten und epochenübergreifenden Auseinandersetzung mit dem Thema „Nachbarschaft“ gereift: Christian Jung bietet zunächst eine methodische und theoretische Annäherung an „Nachbarschaft“. Roman Tischer beleuchtet in seinem Beitrag die Raumwahrnehmung und das Identitätskonzept des ersten Lombardenbundes. Dem nachbarschaftlichen Dualismus und machtpolitischen Konflikten zwischen Burg und Stadt

Friedberg im Mittelalter gehen Simone Brehmer und Pascal Wengert nach. Timo Mohr untersucht die Transformation des Nachbarschafts-aspekts vor und nach dem großen Brand in London 1666, wohingegen Markus Jakob, M. A., die deutschen Auswanderer an der Wolga im 18. Jahrhundert behandelt. Nachbarschaftskonzeptionen in Elizabeth Gaskells Roman 'North and South' sind Thema des Beitrags von Larissa Sebastian. Raumwahrnehmung nach dem Zweiten Weltkrieg in Gießen – Isolation versus Nachbarschaft? Dieser Frage geht Sarah Noske in ihrem Aufsatz nach. Am Ende des vorliegenden Sammelbandes bieten Nazim Diehl und Dennis Müller humoristische Zugänge zum Stereotyp des „Ossis“.

Kurzum: Ein wahrer Obstsalat aus den Geschichts- und Kulturwissenschaften!

Ein herzliches Dankeschön gebührt an erster Stelle den Autorinnen und Autoren der vorliegenden Beiträge. Zu danken ist aber auch Markus Jakob, M. A., für die sorgfältige Redaktion der auf den Vorträgen beruhenden Beiträge, ebenso wie Kay-Ole Hamacher für das Korrekturlesen des Manuskripts. Dem Arbeitskreis für Studierende und Alumni des Fachbereichs „Geschichts- und Kulturwissenschaften“ wünsche ich viele weitere „starke“ Tagungen und Publikationen!

Nachbarschaft – eine methodische und theoretische Annäherung

Christian Jung

1. Einleitung

„Es kann der Frömmste nicht in Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt“¹, schrieb 1804 Friedrich Schiller in seinem Werk „Wilhelm Tell“. Wie schrecklich sich diese Aussage bewahrheiten sollte, musste Europa im 20. Jahrhundert erleben, als die europäischen Nationen in zwei Weltkriegen Tod und Elend über ihre Nachbarn brachten. Nach dem Zweiten Weltkrieg erkannten europäische Politiker, wie Konrad Adenauer und Charles de Gaulles, dass solch eine Katastrophe nur verhindert werden kann, wenn man mit seinem Nachbarn freundschaftlich verbunden ist. Zahlreiche Verbindungen wurden geknüpft, um den Frieden in Europa zu sichern, so z.B. der deutsch-französische Freundschaftsvertrag von 1963 oder die Gründung der Montanunion von 1951, aus der sich die heutige EU entwickeln sollte. Nach dem Fall des Eisernen Vorhangs bemühten sich Regierungen in Europa auch um gute Beziehungen zum ehemaligen

1 Friedrich Schiller, Wilhelm Tell, in: Schillers Werke, Bd. 10, hrsg. von Siegfried Seidel, Weimar 1980, S. 247.

„Klassenfeind“. Der deutsch-polnische Nachbarschaftsvertrag von 1991 trägt sogar das Wort „Nachbar“ in sich. Dass eine gute Nachbarschaft ein Garant für ein sicheres Leben sein kann, ist natürlich keine Entdeckung des 20. Jahrhunderts und auch nicht von Friedrich Schiller. Schon Hesiod schrieb vor über 2700 Jahren: „Wer dich liebt, den lade zum Mahl und lasse den Hader. Doch wer dir nahe wohnt, den lade am meisten zum Mahle. Denn wenn unverhofft ein Unglück im Dorf dir begegnet, gurtlos kommen die Nachbarn, die Vetter gürteten sich noch. Böser Nachbar ist Fluch, ein großer Vorteil der gute.“²

Winfried Schmitz widmete sich diesem Thema 1999 in einem Artikel in der „Historischen Zeitschrift“, der den Namen „Nachbarschaft und Dorfgemeinschaft im archaischen und klassischen Griechenland“ trägt.³ Fünf Jahre später veröffentlichte er sogar eine Monographie mit dem gleichen Titel.⁴ In diesem Werk thematisiert Schmitz meist den Nachbarn in seiner bäuerlichen Umgebung. Dabei stellt er heraus, dass man unter Nachbarn nicht diejenigen Personen meinte, die unmittelbar in der Nähe der eigenen Wohnung hausten, sondern einen „lokalen Personenverband, also die Gesamtheit der Nachbarn an einem Ort.“⁵ Zudem konnte nur derjenige Nachbar sein, der eigenen

2 Die Übersetzung stammt von Albert von Schirnding, vgl. dazu: Hesiod. Werke und Tage, in: Theogonie/ Werke und Tage, hrsg. von Albert von Schirnding, Darmstadt 1997, S. 109.

3 Winfried Schmitz, Nachbarschaft und Dorfgemeinschaft im archaischen und klassischen Griechenland, in: HZ 268 (1999), S. 561-597.

4 Winfried Schmitz, Nachbarschaft und Dorfgemeinschaft im archaischen und klassischen Griechenland, Berlin 2004.

5 Schmitz, Nachbarschaft (wie Anm. 4), S. 52.

Landbesitz hatte. Leute ohne Landbesitz waren demnach keine Nachbarn.⁶ Außerdem nimmt Schmitz Max Webers Unterscheidung von symmetrischer und asymmetrischer Nachbarschaft auf. Unter symmetrischer Nachbarschaft versteht man laut Max Weber ein gleichgestelltes Nachbarschaftsverhältnis, hingegen unter einem asymmetrischen ein nicht gleichrangiges. Beide Formen kann man zudem in Hesiods Werken antreffen.⁷

Neben dem guten Nachbarn, der ein idealer Zeuge vor Gericht war, wird in der antiken Literatur aber auch der üble Nachbar thematisiert, dessen Auge sprichwörtlich immer böse gewesen sei.⁸

Auch in der römischen Geschichte findet man interessante Aspekte von Nachbarschaft, so z.B. das Zusammenleben von Römern und Goten ab dem 5. Jahrhundert, als eine gotische Oberschicht über große Teile des ehemaligen Römischen Reichs herrschte.⁹ Aber man trifft bei der Recherche noch auf eine andere Form von Nachbarschaft. Dabei handelt es sich nicht um eine enge räumliche Nachbarschaft, die eine Gemeinschaft einschließt, sondern um eine geographische

6 Schmitz, Nachbarschaft (wie Anm. 4), S. 52.

7 Schmitz, Nachbarschaft (wie Anm. 4), S. 63.

8 Robin Osbourne, „Art. Nachbarn, Nachbarschaft“, in: DNP 8 (2000), Sp. 663-664.

9 Wolfgang Giese, Die Goten, Stuttgart 2004, S. 78-100.

Nachbarschaft. Beispielhaft hierfür ist der 2008 von Helmuth Schneider herausgegebene Sammelband „Feindliche Nachbarn - Rom und die Germanen“.¹⁰

Diese unterschiedlichen Vorstellungen von Nachbarschaft lassen die Frage aufkommen, was man eigentlich unter Nachbarschaft versteht. Laut dem Wörterbuch der Soziologie ist Nachbarschaft eine „Bezeichnung für räumliche Wohn- und Siedlungsnähe sowie aus dieser Vorgegebenheit resultierende soziale Beziehung eigener Art.“¹¹ Vor allem die Beziehung zwischen Familie und Gemeinde in regional kleinen Siedlungsgruppen wird als Nachbarschaft charakterisiert und soll in diesen Gruppen von fundamentaler Bedeutung gewesen sein, da sie als Hilfs- und Notgemeinschaft von außerordentlicher Bedeutung für das Überleben dieser Kleingruppen gewesen sein soll.¹²

Ferdinand Tönnies bezeichnet deswegen die Nachbarschaft in seinem Werk „Gemeinschaft und Gesellschaft“ neben der Verwandtschaft und der Freundschaft als drittes Grundelement für die Gemeinschaft. In dieser soll der Mensch ein viel weniger ausgeprägtes Ich-Bewusstsein gehabt haben als z.B. der Mensch in der Gesellschaft,

10 Hellmuth Schneider, *Feindliche Nachbarn. Rom und die Germanen*, Köln [u.a.] 2008.

11 Karl-Heinz Hillmann, „Art. Nachbarschaft“, in: *Wörterbuch der Soziologie*, hrsg. von Karl-Heinz Hillmann, Stuttgart 2007, S. 602.

12 Hillmann, *Nachbarschaft* (wie Anm. 11), S. 602; Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*, 1. Halbband, Köln/Berlin 1964, S. 279–280: Auch Weber hebt den Not- und Hilfecharakter der Nachbarschaft hervor.

weswegen der Kapitalismus sich nach Tönnies nur in einer Gesellschaft, nicht aber in einer Gemeinschaft hätte entwickeln können.¹³

Wie Tönnies sahen auch Helmut Klages und Norbert Elias deswegen in diesen Gruppen eine starke Ausprägung des Wir-Empfindens. Eine Individualisierung der Person habe in einem solchen Umfeld kaum stattgefunden. Bei Norbert Elias spielen die Auflösung der Hilfs- und Notgemeinschaft (Familie, Stamm, Sippe) und die Ausprägung größerer Überlebenseinheiten, wie die der Stadt oder des Staates als Garant für Sicherheit, die Hauptrolle bei der Individualisierung des Menschen.¹⁴

13 Ferdinand Tönnies, *Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie*, Darmstadt 1991, S. 46: „Wenn wir den Progreß [...] in wesentlicher Einschränkung auf dieses ökonomische Gebiet betrachten, so stellt er sich dar als Übergang von allgemeiner Hauswirtschaft zu allgemeiner Handelswirtschaft, und im engsten Zusammenhang damit: von vorherrschenden Ackerbau zu vorherrschender Industrie. Derselbe kann so begriffen werden, als ob planmäßig geleitet würde, indem mit immer wachsenden Erfolge innerhalb jedes Volkes, die Kaufleute – als Kapitalisten –, und die Kapitalisten – als Kaufleute – sich an die Spitze drängen und wie zu gemeinsamer Absicht sich zu vereinen scheinen.“; Weber: *Wirtschaft* (wie Anm. 12), S. 280: Auch Weber sieht innerhalb der nachbarlichen Gemeinschaft kaum Ansatzpunkte für „kapitalistische“ Ausprägungen der Wirtschaft. Vielmehr sei der Tausch bevorzugtes wirtschaftliches Handeln.

14 Norbert Elias, *Die Gesellschaft der Individuen*, Frankfurt am Main 1988, S. 227-249: Norbert Elias verweist in seinem Werk auch auf historische Gesellschaftssysteme bei seiner Wir-Ich-Balance, wie z.B. dem Römischen Reich, und verweist auf die Entwicklung des Begriffs „Individuum“, z.B. in der mittelalterlichen Scholastik sowie Gründe für ein weniger ausgeprägte Ich-Identität in heutigen Gesellschaften, vgl. dazu S. 209-310; vgl. Harriet Hoffmann, „Art. Nachbarschaft“, in: *Handwörterbuch der Sozialwissenschaften* Bd. 7 (1961), S. 494-495.

Die Entwicklung der Städte (Urbanisierung) wird in der Soziologie sogar als Hauptgrund für das Schwinden von Nachbarschaftsverhältnissen verstanden.¹⁵

Nach Olaf Schnur stellen die „ökonomische Globalisierung, sinkende Transportkosten und die zeitlich-räumliche Vernetzung durch das Internet [...] Nachbarschaft als lokal verankernde Kategorie zunehmend in Frage.“¹⁶ Zudem würden neue soziale Wandlungen und insbesondere Individualisierungsprozesse seiner Meinung nach „überkommenen Formen der Vergesellschaftung [...] kurzen Prozess“¹⁷ machen. Schnur spricht dabei die Verbindung von Raum und Zeit an. Ein neues Paradigma (spatial turn), das sich diesem Verhältnis widmete, fand ab den 1980er Jahren Einzug in die Kultur- und Sozialwissenschaften. Raum wurde dabei nicht mehr bloß als geographischer, sondern auch als kultureller Raum wahrgenommen.¹⁸

Da das Thema Nachbarschaft eng mit der Raumforschung zusammenhängt, bietet sich auch dieses Feld für historische Untersuchungen an. Susanne Rau widmete sich 2013 aus diesem Grund auch dem

15 Hillmann, Nachbarschaft (wie Anm. 11), S. 602; Weber: Wirtschaft (wie Anm. 12), S. 279-280: Max Weber sieht auch in städtischen Milieus Nachbarschaftsidentitäten, jedoch beschränken diese sich ebenfalls auf enge räumliche Bereiche, wie z.B. Straßen oder Mietskasernen.

16 Olaf Schnur, Nachbarschaft und Quartier, in: Handbuch Stadtsoziologie, hrsg. von Frank Eckhardt, Wiesbaden 2012, S. 449.

17 Schnur, Nachbarschaft (wie Anm. 16), S. 449.

18 Julia Lossau, Spatial Turn, in: Handbuch Stadtsoziologie, hrsg. von Frank Eckhardt, Wiesbaden 2012, S. 185-186.

Thema der historischen Raumforschung mit einer eigenen Monographie.¹⁹

Laut Rau kann man den Raum in vier übergeordneten Punkten analysieren: Raumformation oder Raumtypen (1), Raumdynamiken (2), Raumwahrnehmung (3) und Raumpraktiken und Raumnutzung (4). Der erste Punkt (1) beschäftigt sich mit Raumtypen oder mit der Raumformation. Räume sind demnach nicht bloß physische Gegenstände, also das Resultat materiellen Wohnens und Bauens, sondern haben auch eine soziale Dimension, der etwas Immaterielles und Ideelles anhaftet. Dieser Begriff der sozialen Konstruktion steht aber bei einigen Mediävisten in der Kritik, da im Mittelalter soziale Tatsachen nicht als vom „Menschen gemacht, sondern als von einem göttlichen Wesen gegeben betrachtet worden seien.“²⁰

Trotz dieses Einwandes lässt sich natürlich fragen, welche Akteure an der Gestaltung eines Raumes beteiligt waren, da Raumformation oder räumliche Konstellation aus gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen resultieren würden, also eine intellektuelle oder materielle Konstruktionsleistung sei oder sich aus Ordnungsbestrebungen der Akteure ergeben hätten. Susanne Rau schlägt hierfür eine systematische Einordnung von Räumen vor. So benennt sie Räume, die sich auf eine überschaubare, konkrete Stelle beziehen, Punkt-Räume bzw. Lokalitäten. Räume hingegen, die Verbindungen zwischen zwei oder

¹⁹ Susanne Rau, *Räume. Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen*, Frankfurt am Main 2013, S. 14-15.

²⁰ Rau, *Räume* (wie Anm. 19), S. 142.

mehr Orten herstellen, wie Wege, Handelsstraßen, Schifffahrtswege oder Pilgerrouen, nennt sie Wege-Räume. Darunter können aber auch virtuelle Räume wie Kommunikationsräume fallen. Mehr oder minder geschlossene Räume, wie Paläste, Türme, Gotteshäuser oder auch Zelte, kategorisiert Susanne Rau als Gebäude-Räume. Im Unterschied zu den Punkt-Räumen hat sie zudem das Konzept der Flächen-Räume kreiert. Darunter versteht man laut Rau ausgedehnte und meist zweidimensionale Räume, wie Schlachtfelder, städtische Plätze, aber auch Diözesen, Provinzen oder Länder. Diese Räume, auch wenn sie in der Realität ineinander übergreifen, überlappen und Durchgangsräume schaffen, kann man anhand einiger dichotomer Merkmale analysieren: so z.B. innen/außen, offen/geschlossen, öffentlich/privat, ephemer/verstetigt (einmalig-vorübergehend/dauerhaft-institutionell), nah/fern, sakral/profan, männlich/weiblich, Zentrum/Peripherie.²¹

Neben den Raumtypen lassen sich außerdem Raumfiguren untersuchen. Susanne Rau kategorisiert so z.B. Grenzen und Markierungen als Raumfiguren, wie Landesgrenzen, Zollgrenzen, Berge, Flüsse und Wälder, aber auch mentale oder kulturelle Grenzen. Weiter übernimmt Rau von Henri Lefebvre den Begriff der Isotopie als eine Raumfigur. Darunter versteht man die Ähnlichkeit gleichartiger Orte, wie z.B. Büroräume, Sakralarchitektur oder die Städteformen bei Planstädten. Natürlich spielt auch Exklusion eine wichtige Rolle in

21 Rau, Räume (wie Anm. 19), S. 142-149.

der Geschichtswissenschaft, weswegen sogenannte Heterotopien als Raumfiguren dienen können. Darunter versteht man die „Orte der Anderen, der ausgeschlossenen, randständigen Schichten.“²² Nicht zu vergessen sind Netzwerke jeglicher Art als Raumfiguren.²³

Der zweite Punkt (2) beschäftigt sich mit Raumdynamiken. Laut Susanne Rau sind Räume weder starr noch unveränderbar, sondern verändern sich unter dem Einfluss des Menschen, der sich diese aneignet, gestaltet, anordnet und gegebenenfalls wieder auflöst. Die Entstehung des Raumes ist dabei nicht auf seinen physischen Zustand beschränkt, sondern kann auch imaginär, virtuell, ideell oder hybrid sein. Neben der Entstehung eines Raumes muss auch nach dem Akteur gefragt werden, der diesen erschaffen hat, so z.B. im städtischen Kontext nach Fürsten, Stadträten, Baumeistern und Bodenbesitzern oder bei imaginierten Räumen exemplarisch nach Dante Alighieri, der mit seiner „Göttlichen Komödie“ drei Jenseitsreiche erschaffen hat oder Thomas Morus, der mit seinem Werk „Utopia“ eine ideale Gesellschaft entwarf.²⁴

Räume können aber auch von Akteuren unabsichtlich geschaffen werden. Laut Susanne Rau sind Wanderprediger im Mittelalter dafür ein besonders gutes Beispiel. Findet eine Predigt an einem bestimmten Platz vor Publikum statt, ohne dass es Kräfte gibt, die gegen diese vorgehen, so kann dieser Ort vielleicht zu einem bekannten Treffpunkt,

22 Rau, Räume (wie Anm. 19), S. 152.

23 Rau, Räume (wie Anm. 19), S. 150-152.

24 Rau, Räume (wie Anm. 19), S. 164-166.

ja vielleicht sogar zu einer Kapelle oder neuen Kirche ausgebaut werden. Anhand dieses Beispiels wird jedoch etwas angesprochen, was ebenfalls für die Entstehung eines Raumes relevant ist, nämlich Raunkämpfe, seien sie nun verbal, militärisch oder gerichtlich.²⁵

Nach ihrer Entstehung bleiben Räume zudem nicht starr, sondern sind Wandel und weiterer Aneignung ausgesetzt. Bei materiellen Räumen können dies Alterungserscheinungen, Erneuerungen, Erweiterungen oder Verschönerungen sein. Reorganisationen und Rearrangierungen können sich ebenfalls auf den Raum auswirken. Die Abschaffung von Grenzen z.B., die ein raumordnendes Element sind, schaffen so neue Räume.²⁶

Die Aneignung ist dabei laut Susanne Rau die zweite Art der räumlichen Dynamik. Diese Aneignung geschieht durch Raumnutzungen oder Raumumnutzungen von Individuen oder Gruppen. Als Beispiel hierfür wird die Nutzung der Frankfurter Paulskirche im Jahr 1848 als erstes gewähltes, gesamtdeutsches Parlament genannt.²⁷ Natürlich gehört auch die Auflösung eines Raumes innerhalb der Raumdynamik, worunter man das Zerfallen, die Auflösung sowie das Verschwinden eines Raumes meint. Dabei bedeutet dies wiederum nicht nur die Auflösung des physischen Raums, wie z.B. bei dem Abriss eines Hauses, sondern auch soziale Beziehungen, wie eine Ehe, eine Geschäftspartnerschaft oder ein Lehnsverhältnis, fallen unter diesen

25 Rau, Räume (wie Anm. 19), S. 166.

26 Rau, Räume (wie Anm. 19), S. 167.

27 Rau, Räume (wie Anm. 19), S. 168.

Punkt, wobei das Lehnverhältnis natürlich auch einen politischen und kulturellen Raum darstellt, der sich ebenfalls auflösen kann.²⁸

Der dritte Punkt, der von Susanne Rau entwickelten vier Punkte zur Untersuchung von Räumen, beschäftigt sich mit der subjektiven Konstruktion (3) von Räumen, also der Wahrnehmung, der Erinnerung und der Repräsentation von Räumen. Im Gegensatz zu Raumformationen und Raumdynamiken ist dieser Teilbereich der Raumforschung besonders stark durch seine Subjektivität gekennzeichnet. Raumwahrnehmung wird auch von anderen wissenschaftlichen Disziplinen eruiert, wie z.B. der Medizin, der Psychologie und Pädagogik, jedoch untersucht die Geschichtswissenschaft etwas anderes als die eben genannten Wissenschaften. Die Geschichtswissenschaft erforscht Wahrnehmung, Vorstellung und Deutung von Raum durch die jeweiligen Zeitgenossen. Was aber versteht Susanne Rau unter diesen eben genannten Räumen? Unter Vorstellungsraum versteht sie einen vorgestellten Raum, der von Gelehrten, Planern, Urbanisten oder Technokraten entworfen wurde. Diese Räume müssen sich nicht unbedingt auf etwas Reales oder Greifbares beziehen. Auch Utopien, Jenseitsvorstellungen, Träume oder ideale Kommunikationssphären sind unter dieser Kategorie analysierbar. So war bis in die Frühe Neuzeit die Himmelkartographie noch überlagert von metaphorischen Deutungen und religiösen Elementen.²⁹

28 Rau, Räume (wie Anm. 19), S. 168-169.

29 Rau, Räume (wie Anm. 19), S. 171-175.

Der Begriff „Erinnerungsraum“ lässt sich nach Susanne Rau in zwei Arten unterscheiden. Zum einen meint Erinnerungsraum einen Ort, Platz, Raum oder räumliches Arrangement, an dem allein oder gemeinsam erinnert wird. Zum anderen

„ist der von Individuen erinnerte Raum oder die von ihm erinnerte Räumlichkeit, die im Akt der Vergegenwärtigung zu einem Teil des Subjekts wird und damit sowohl diese Räumlichkeit stabilisiert als auch zukünftige Handlungen (wie auch Denkvorgänge) in Bezug auf diesen Raum beeinflusst.“³⁰

Unter Repräsentationsraum versteht Susanne Rau Räume, die der Repräsentation von etwas dienen, so wie z.B. der Bürgersaal eines Rathauses oder die Empfangshalle einer Universität. Dabei kann man auch die Ausstattung des Raumes analysieren, wie Gemälde oder Wappen, die einen Raum zieren. Die Bilder und Zeichen, die dabei vermittelt werden sollen, sind für den Rezipienten nicht immer klar verständlich, da die Symbolik oder die Chiffre, sofern man ihre Bedeutung nicht kennt, nicht verstanden werden kann. Die Interpretation solcher Repräsentationen durch Individuen schlagen sich dann in Äußerungen wie z.B. eine junge Stadt, eine umweltfreundliche Stadt oder eine katholische Stadt nieder. Da Wahrnehmungen, Konzepte und Erlebnisse jedoch selten gleich aufgenommen werden, könnte es

30 Rau, Räume (wie Anm. 19), S. 176.

besonders interessant sein, Widersprüche und Inkongruenzen bei der Rezeption von Repräsentation aufzuzeigen.³¹

Als letzte Kategorie der subjektiven Konstruktion von Räumen benennt Susanne Rau den Wissensraum. Darunter versteht sie Räume, die ein Wechselverhältnis von Raum zu Wissen haben. Damit sind Orte der Wissensproduktion und Wissensverstetigung gemeint, wie Labore, Akademien, Bibliotheken und Sammlungen, aber auch Orte, an denen ein bestimmtes Wissen, temporär oder längerfristig, praktiziert wird, wie Kliniken, Gerichtssäle oder Gotteshäuser. Bei dem Konzept des Wissensraums wird auch die räumliche Organisation von Wissen, z.B. in Karten, Tabellen und Atlanten berücksichtigt.³²

Unter dem Punkt „subjektive Konstruktionen von Räumen“ erläutert Susanne Rau noch die Termini *spatial stories*, *spatial media* und *mental maps*. In Rückgriff auf den Begriff „*récits d'espace*“ von Michel de Certeau versteht man unter *spatial stories* Quellen, die Einblick in räumliche Praktiken von historischen Subjekten geben, wie Raubeobachtungen, Raumlektüre, Raumzeichnungen oder Raumerkundungen. Als Beispiel nennt Susanne Rau Landesvisitationen von Herrschern oder deren Amtsleute sowie Stadtbeschreibungen, Reiseberichte oder Tagebücher.³³

Weil die Darstellung von Räumen durch einen Mittler geschieht, stellt sich auch die Frage nach dem Medium. Handelt sich bei dem

31 Rau, Räume (wie Anm. 19), S. 176-177.

32 Rau, Räume (wie Anm. 19), S. 177-178.

33 Rau, Räume (wie Anm. 19), S. 178-179.

Mittler um Mosaik, Bilder, Karten oder handelt es sich um Klangräume? Für diese Vermittler wurde der Fachbegriff *spatial media* entwickelt.³⁴

Unter dem Begriff „*mental maps*“ versteht man die Analyse des Verhältnisses bzw. die gegenseitige Beeinflussung von realen und vorgestellten Karten. Dabei kann es durchaus vorkommen, dass mentale Karten nicht deckungsgleich sind mit historischen und politischen Regionen. Der Begriff „Karte“ wurde in diesem Zusammenhang auch kritisiert. Man müsse unter *map* nicht eine Karte verstehen, sondern eher Bilder, Vorstellungen oder gedachte Ordnungen.³⁵

Da bei all den Punkten, die unter (3) aufgezählt wurden, Subjektivität eine bedeutende Rolle spielt, verweist Susanne Rau noch auf das Subjekt selbst. Mit Bezug auf Pierre Bourdieus *Habitus*-Begriff verdeutlicht sie, dass die Raumkonstitution eines Subjekts stark seinen *Habitus* impliziert.³⁶ Bourdieu versteht unter *Habitus* Dispositionen (Veranlagungen), die ein Individuum im Laufe seiner Entwicklung (Sozialisation) verinnerlicht und die sein Handeln und seine Wahrnehmung bestimmen. Der *Habitus* ist demnach ein Produkt der historischen und sozialen Bedingungen und kann auf diese Weise die Regelmäßigkeit von Handeln erklären.³⁷

34 Rau, *Räume* (wie Anm. 19), S. 179-180.

35 Rau, *Räume* (wie Anm. 19), S. 180-181.

36 Rau, *Räume* (wie Anm. 19), S. 181.

37 Joseph Jurt, Bourdieu, Stuttgart 2008, S. 123: Bourdieu fasst alle Ressourcen eines Individuums in vier Klassen zusammen. Soziales, kulturelles, symbolisches und ökonomisches Kapital, vgl. dazu S. 70-85.

Den letzten der vier Punkte, den Susanne Rau für die Analyse von Raum entwickelt hat, nennt sie Raumpraktiken - Raumnutzungen (4). Dabei spielen die Begriffe Erfahrungsraum und Handlungsraum eine bedeutende Rolle und werden teilweise synonym verwendet. Erfahrungsraum bedeutet in diesem Zusammenhang, wie Räume erfahren werden können. Ein Kirchenraum konnte in der Frühen Neuzeit neben der religiösen Erfahrung auch eine politische vermitteln. Beim Erfahrungsraum handelte es eher um etwas Passives, wobei Raumpraktiken natürlich auch durch aktives räumliches Handeln betont werden können. Gestalten, Schaffen und Verändern schafft Räume, verändert sie oder lässt sie sogar vollkommen verschwinden. Darunter fallen alle sozialen, kulturellen, politischen, ökonomischen und religiösen Praktiken der jeweiligen Akteure. Dabei kann es durchaus vorkommen, dass Raumpraktiken den jeweiligen Normen und Diskursen nicht folgen, sondern Ambivalenzen und Widersprüchlichkeiten zu diesen normativen und diskursiven Praktiken aufweisen und am Ende sogar selbst zu einer Norm oder Regel werden.³⁸ Um dies zu untersuchen, muss man die Raumnutzung analysieren. Neben der Erfahrung oder Wahrnehmung konstituiert sich ein Raum erst durch die Nutzung und wird so *„gewissermaßen gesellschaftlich aktiviert.“*³⁹ Raumnutzungen sind vielfältig und gestalten einen Raum. Wenn der Akteur in ein und demselben Raum arbeitet, lernt, isst und betet, so

38 Rau, Räume, S. 182-184.

39 Rau, Räume, S. 184.

entwickeln sich für eben diesen Raum gewisse Nutzungsmuster bzw. Regelmäßigkeiten. Diese Vielfältigkeit von Raumnutzungen trifft man auch an Orten an, von denen man es am wenigsten erwartet. So war der Kirchenraum im Mittelalter und der Frühen Neuzeit auch ein Ort, an dem Leute Asyl suchten, Versammlungen stattfanden, politische Bekanntmachungen oder finanzielle Transaktionen stattgefunden haben. Zudem wurde dort Recht gesprochen und mitunter gegessen, getrunken und geschlafen. Die gleichzeitige Nutzung von Räumen bezeichnet Susanne Rau deswegen auch als Parallel- und Simultannutzung. Bei einer historischen Analyse könnte aber auch die Nachnutzung von Räumen von Bedeutung sein, wie die Übernahme verlassener Häuser oder die gewaltsame Aneignung durch Eroberung. Neben dem aktiven Handeln kann auch Nichtnutzung Räume verändern bzw. verschwinden lassen, weswegen diese für den Historiker vielleicht ein lohnendes Untersuchungsfeld sein könnten.⁴⁰

Raumaneignungen sind laut Susanne Rau Aneignungen von bereits konstituierten Räumen durch unterschiedliche Akteure. Als Beispiel nennt sie die konfessionellen Auseinandersetzungen in der Stadt Lyon im 16. Jahrhundert, als sich katholische Bürger darüber beschwerten, dass Protestanten die Stadt erobern würden, indem sie öffentliche Versammlungen abhielten, durch die Straßen zögen und sich bewaffneten. Das Ergebnis war die öffentliche Hinrichtung von fünf Protestanten wegen Häresie an einem Graben beim städtischen

40 Rau, Räume, S. 185-186.

Schweinemarkt. Eine weniger konfliktbehaftete Aneignung von Räumen stellt der städtische Spaziergang dar, der vor allem in der Frühen Neuzeit in Mode kam. Das Ergebnis dieser Aneignung von Straßen war der Bau von Trottoirs (Bürgersteigen), das Anlegen von geschützten Bereichen sowie die Entstehung von Reiseführern, Karten und Straßenverzeichnissen.⁴¹

Blickt man auf die obengenannten Befunde zurück, so erkennt man, dass das Thema Nachbarschaft komplexer als vermutet ist und ein lohnendes Tätigkeitsfeld für Historiker darstellt. Ob man nun Auswirkungen gemeinschaftlichen Zusammenlebens untersucht oder die angeblichen Auflösungsgründe für Nachbarschaftsverhältnisse, so hat man mit Susanne Raus Konzept der historischen Raumforschung eine solide methodische Grundlage für die Erforschung dieses Themengebietes. In Gießen haben sich deswegen 2015 Nachwuchswissenschaftler und -wissenschaftlerinnen diesem Thema gewidmet. Dabei beschränkten sie sich nicht nur auf eine Epoche der Geschichte, sondern untersuchen epochenübergreifend das Thema „Nachbarschaft“.

41 Rau, Räume, S. 186-189.

Barbarossa als „hostis societatis“ – Raumwahrnehmung und Identitätskonzept des ersten Lombardenbundes

Roman Tischer

1. Der Lombardenbund im Film

„In einem Bund vereinigen wir alle Städte und verteidigen, bewahren unsere heiligsten Güter“¹. Mit diesen Worten führt Alberto da Guasano, einer der Hauptanführer im Lombardenbund, den Kampf gegen Kaiser Friedrich Barbarossa (1167) in der deutschen Variante des englischsprachigen Filmes *Barbarossa* (2009) an.² Der Film vermittelt den Eindruck einer gemeinsamen lombardischen Identität. Ähnlich wie mancher Historiker des italienischen Risorgimento, der Freiheitsbewegung Italiens im 19. Jahrhundert, wird in dem Kampf der

1 *Barbarossa*. R.: Renzo Martinelli. I 2009. TC: 01:18:26-01:18:30.

2 Zur politischen Funktion des Filmes vgl. auch Kai-Michael Sprenger, Tyrann, Wohltäter, Heiliger – Oberitalienische Erinnerungen an Kaiser Friedrich I. Barbarossa, in: *Die Staufer und Italien. Drei Innovationsregionen im mittelalterlichen Europa*, hrsg. von Alfred Wiczorek / Bernd Schneidmüller / Stefan Weinfurter, Darmstadt 2010, S. 39-46, hier S. 40.

oberitalienischen Städte gegen den Kaiser gar ein erster Ausdruck einer italienischen Nation gesehen.³ Freilich müssen solche Prämissen im Sinne einer geschichtswissenschaftlich-kritischen Betrachtungsweise und einer, um es geschichtsdidaktisch auszudrücken, adäquaten Umgangsweise mit geschichtskulturellen Produkten⁴ kritisch hinterfragt werden. Jedoch beinhaltet das Zitat aus dem Film eine Frage, welche im Zuge dieses Beitrages näher beleuchtet werden soll, nämlich die nach der Identität und inneren Konstitution des Lombardenbundes. Ziel des Beitrages ist es daher, auf der Grundlage der Theorie des Raumes und vor allem der Raumwahrnehmung von Susanne Rau⁵ das Bündnis der oberitalienischen Städte unter einem neuen Blickwinkel zu betrachten. Es stellt sich die Frage, inwiefern die in räumlicher Nähe zueinander liegenden Städte den Kaiser wirklich als *hostis societatis* angesehen haben und inwiefern die Nachbarschaft als

3 Vgl. Christoph Dartmann, Konflikte in Ober- und Mittelitalien, in: *Verwandlungen des Stauferreiches. Drei Innovationsregionen im mittelalterlichen Europa*, hrsg. von Bernd Schneidmüller / Stefan Weinfurter / Alfried Wieczorek, Darmstadt 2010, S. 179-191, hier S. 179.

4 Geschichtskultur meint in diesem Sinne „die Art und Weise, wie eine Gesellschaft mit Vergangenheit und Geschichte umgeht“. Hans-Jürgen Pandel, Art. „Geschichtskultur“, in: *Wörterbuch Geschichtsdidaktik. Dritte Auflage*, hrsg. von Ulrich Mayer / Hans-Jürgen Pandel / Gerhard Schneider u.a., Schwalbach/Taunus 2014, S. 86-87, hier S. 86.

Bei Rügen findet sich des Weiteren eine Unterscheidung in eine „ästhetische“, „kognitive“ und „politische“ Dimension der Geschichtskultur. Vgl. Jörn Rügen, Was ist Geschichtskultur? Eine andere Art, über Geschichte nachzudenken, in: *Historische Faszination*, hrsg. von Klaus Füßmann, Köln/Weimar/Wien 1994, S. 11-17.

Der hier beschriebene Film würde in die Kategorie der „ästhetischen“ Geschichtskultur fallen.

5 Vgl. Susanne Rau, *Räume, Konzepte. Nutzungen*, Frankfurt am Main 2013.

eine potenzielle „Basis zur Ausbildung sozialer Identität“⁶ fungieren konnte. Rau spricht hierbei von einer „imaginären Topographie“⁷ des Raumes.

Ebenfalls von Bedeutung ist, dass es hierbei um die Etablierung von „Deutungskategorien [geht], die **sowohl** den Wahrnehmungsmustern des 12. Jahrhunderts **als auch** den Analysekategorien des 21. Jahrhunderts entsprechen [Herv. R.T.]“⁸.

Anhand der Analyse von Beschreibungen der Etablierungsphase des Bundes sowohl in italienischen als auch in römisch-deutschen historiographischen Quellen soll die Frage nach dem Identitätskonzept des Bundes beantwortet werden. Der Darstellung des Forschungsansatzes folgt eine summarische Überblicksdarstellung zur Entwicklung der oberitalienischen Kommunen im 12. Jahrhundert und der Italienpolitik Friedrich Barbarossas.

2. Nachbarschaft und Raum – einige methodische Hinweise

Im Sinne der in diesem Band vertretenen Vorstellung von Nachbarschaft wird unter dieser primär das Vorhandensein einer räumlichen

6 Bernd Hamm, Art. „Nachbarschaft“, in: Grundbegriffe der Soziologie. Siebte Auflage, hrsg. von Bernhard Schäfers, Stuttgart 2001, S. 249-250, hier S. 250.

7 Rau, Räume (wie Anm. 5), S. 96.

8 Bernd Schneidmüller, Staufisches Kaisertum im 12. Jahrhundert. Zur Einführung, in: Staufisches Kaisertum im 12. Jahrhundert. Konzepte – Netzwerke – Politische Praxis, hrsg. von Stefan Burkhardt / Thomas Metz / Bernd Schneidmüller u.a., Regensburg 2010, S. 11-22, hier S. 16.

Nähe verstanden.⁹ Für die Städte Oberitaliens gilt dies zwar nicht in Form einer direkten Siedlungsnähe der Städte, jedoch liegt, bedingt durch die direkte Nachbarschaft der einzelnen Einflussregionen (bzw. der angrenzenden Territorien) der Städte, eine räumliche Nähe vor.¹⁰ Damit verbunden war das Ziel der Städte, „sich jeweils eine Mikroregion zu schaffen, mit daraus zwangsläufigen Konflikten“¹¹, ihren eigenen Raum also möglichst weit ausdehnen zu wollen.

Wie Rau in ihren Ausführungen feststellt, darf die Betrachtung des Raumes nicht an dessen Vorstellung in geographischer Form verhaftet bleiben, sondern auch die Raumwahrnehmung¹² muss zur Kenntnis genommen werden. Der Raum wird zu einem Konstrukt, zu einer (künstlich) hergestellten Einheit. Dies gilt auch für die Vergangenheit und deren Untersuchung: „Was [...] die historischen Akteure gesehen zu haben meinen, ist in der Regel auch von dem beeinflusst, was [...] sie schon wissen oder sehen wollen.“¹³ Eine solch subjektiv geprägte

9 Vgl. Karl-Heinz Hillmann, Art. „Nachbarschaft“, in: Wörterbuch der Soziologie, hrsg. von Karl-Heinz Hillmann, Stuttgart 2007, S. 602.

10 Eine kartographische Darstellung findet sich bei Alfred Haverkamp, *Der Konstanzer Friede zwischen Kaiser und Lombardenbund (1183)* (Vorträge und Forschungen, Band 33), in: *Kommunale Bündnisse Oberitaliens und Oberdeutschlands im Vergleich*, hrsg. von Helmut Maurer, Sigmariningen 1987, S.11-44, hier S. 15.

11 Nicolangelo D´Acunto, *Oberitalien: Politik, Kommunen, Wirtschaft*, in: *Verwandlungen des Stauferreichs. Drei Innovationsregionen im mittelalterlichen Europa*, hrsg. von Bernd Schneidmüller / Stefan Weinfurter / Alfried Wieczorek, Darmstadt 2010, S. S. 76-85, hier S. 76.

12 Zur genauen Konstitution des Wahrnehmungsbegriffes vgl. Rau, *Räume* (wie Anm. 5), S. 173.

13 Rau, *Räume* (wie Anm. 5), S. 174.

Form der Wahrnehmung kann zu einer Regionalisierung führen. „Regionalisierungen werden als Ergebnisse von denkenden und handelnden Subjekten verstanden.“¹⁴ Solche Formen von „Alltagsgeographien“¹⁵ repräsentieren neben der Vorstellung von einem geographisch abgeschlossenen Raum auch das Vorhandensein einer geographisch bedingten Identität.

3. *Barbarossa und Italien*

3.1. *Oberitalien im 12. Jahrhundert*

Bei der Betrachtung Italiens im 12. Jahrhundert muss zwischen drei Regionen unterschieden werden: Oberitalien, dem *patrimonium petri* und Sizilien. Von einer genauen Festlegung und Definition fester geographischer Grenzen kann nicht ausgegangen werden.¹⁶ Für unsere Belange ist primär die Entwicklung in Oberitalien von Bedeutung.¹⁷

14 Rau, Räume (wie Anm. 5), S. 80.

15 Rau, Räume (wie Anm. 5), S. 80.

16 Zur Geschichte Italiens im Mittelalter vgl. Elke Goez, Geschichte Italiens im Mittelalter, Darmstadt 2010.

17 Sizilien ist insofern auch von Relevanz, da der Kampf gegen die Ausbreitung der normannischen Herrschaft u.a. ein Faktor der Italienpolitik Friedrich Barbarossas gewesen ist. Vgl. Knut Görich, Die Staufer. Herrscher und Reich. Dritte Auflage, München 2011, S. 52.

Weiterhin gab es dauerhafte Auseinandersetzungen zwischen dem Kaiser und dem Papst, welcher seine Herrschaftsrechte in und um Rom mit Verweis auf das *constitutum constantini* immer wieder geltend gemacht hat. Vgl. Friedrich Opll, Friedrich Barbarossa. Vierte Auflage, Darmstadt 2009, S. 178 und Odilo Engels, Die Staufer. Siebte Auflage, Stuttgart/Berlin/Köln 1998, S. 104.

Zu dieser Zeit hat sich innerhalb Roms auch eine Bewegung zur Erneuerung der Macht des Senats (subsumiert unter dem Begriff der *renovatio senatus*)

Bezüglich dieser Region Italiens könnte man von einer „seit der Antike ununterbrochene[n] Kontinuität urbanen Lebens“¹⁸ sprechen. Beginnend ab dem 11. Jahrhundert kam es zunehmend zu der Ausprägung von Kommunen mit autonomen Verwaltungseinheiten, d.h. Verwaltungsorganen und Konsuln. Diese konnten ihre Machtansprüche gegenüber den bischöflichen Herren der Städte durchsetzen.¹⁹ Der zunehmende Souveränitätsanspruch der Städte manifestierte sich im Bau neuer Befestigungsanlagen und der Bildung neuer *civitates*.²⁰ Auch wenn die Einbeziehung der ländlichen Umgebung (*contado*)²¹ in den Herrschaftsbereich der Städte zu einer Konkurrenzsituation

etabliert, welche ebenfalls einen Herrschaftsanspruch erhob. Vgl. Jürgen Strothmann, Kaiser und Senat. Der Herrschaftsanspruch der Stadt Rom zu Zeit der Staufer (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte, Heft 47), Köln/ Weimar/Wien 1998, S. 28-37.

Allgemein kann von einer Nivellierung der päpstlichen Einflussmöglichkeiten in und um Rom gesprochen werden. Vgl. Jürgen Petersohn, Friedrich Barbarossa und Rom, in: Friedrich Barbarossa. Handlungsspielräume und Wirkungsweisen des staufischen Kaisers (Vorträge und Forschungen, Band 40), hrsg. von Alfred Haverkamp, Sigmaringen 1992, S. 129-146, hier S. 136-140.

Dies wurde auch bedingt durch die Predigertätigkeit Arnold von Brescias, welche für eine radikale Armut der Kirche eintrat. Vgl. Knut Görich, Friedrich Barbarossa. Eine Biographie, München 2011, S. 223.

18 Knut Görich, Konflikt und Kompromiss. Friedrich Barbarossa in Italien, in: Staufer und Welfen. Zwei rivalisierende Dynastien im Hochmittelalter, hrsg. von Werner Hechberger / Florian Schuller, Regensburg 2009, S. 79-97, hier S. 80.

19 Vgl. Görich, Konflikt (wie Anm. 18), S. 81.

20 Diese Bauten hatten auch oft eine hohe symbolische Bedeutung.

Vgl. dazu Henrike Haug, Städtebauliche Strukturen früher Kommunen in Mittel- und Oberitalien, in: Die Staufer und Italien. Drei Innovationsregionen im mittelalterlichen Europa. Band 1. Essays, hrsg. von Alfried Wieczorek / Bernd Schneidmüller / Stefan Weinfurter, Darmstadt 2010, S. 211-220.

21 Görich, Barbarossa (wie Anm. 17), S. 227.

führte²², entwickelten sich trotzdem auch Adelsbündnisse über die einzelnen Städte hinweg.²³

Bezogen auf die Beurteilung der Herrschaftstätigkeit Friedrich Barbarossas in Oberitalien muss bedacht werden, dass es im Zuge der ottonisch-salischen Interventionen in dieser Region nicht zur Ausprägung einer gemeinsamen „verfassungsrechtlichen Grundlage“²⁴ kam und dass „seit dem Investiturstreit die Stellung des Königtums in Reichsitalien politisch, militärisch wie wirtschaftlich auf das stärkste [...] geschwächt [war].“²⁵ Bezeichnend und besonders anschaulich für die Situation Oberitaliens im 12. Jahrhundert ist auch die von Görich mehrfach zitierte Metapher des Schachbrettes: Jenes besteht aus schwarzen und weißen Feldern, welche für die Partizipation der einzelnen Kommunen zu dem jeweiligen Bündnissystem stehen.²⁶ Ein von außen kommender Mitspieler muss sich, um im Bild der Metapher zu bleiben, jedoch für eine Seite des Schachbrettes entscheiden.

22 Vgl. Anmerkung 12.

23 Vgl. Engels, Staufer (wie Anm. 17), S. 97-98.

24 Engels, Staufer (wie Anm. 17), S. 97.

25 Werner Goetz, *Das hochmittelalterliche Imperium. Probleme der Integration von Reichsitalien (951-1220)*, in: *Fragen der politischen Integration im mittelalterlichen Europa (Vorträge und Forschungen, Band 63)*, hrsg. von Werner Malczek, Ostfildern 2005, S. 49-65, hier S. 62.

26 Vgl. Görich, *Konflikt* (wie Anm. 18), S. 81.

3.2. Stationen der Italienpolitik

Zur besseren Einordnung der Formatierung des Lombardenbundes sollen nun in gedrängter Form die wichtigsten Stationen der Italienpolitik dargestellt werden. 1153 kam es in Konstanz zu einem Vertragsabschluss zwischen Papst Eugen III. und Friedrich Barbarossa. Mit diesem verpflichtete sich Barbarossa zu einer zukünftigen Unterstützung des Papstes und einer Absprache in zentralen Bündnisangelegenheiten.²⁷ Auf dem Konstanzer Hoftag traten erstmals Kaufleute aus Lodi auf, welche sich über die Dominanz Mailands und die zunehmenden Gebietseroberungen durch die in ihrer Nachbarschaft liegende Stadt beklagten. Auch zum Zeitpunkt des Hoftages auf den roncalischen Feldern (1154) bestand noch keine befriedigende Lösung des Problems.²⁸ Aufgrund weiterer Differenzen und des Angriffes der *honor imperii*²⁹ folgte durch den inzwischen durch Hadrian IV. zum Kaiser gekrönten Barbarossa³⁰ und seine Truppen 1158 die Belage-

27 Vgl. Görich, Staufer (wie Anm. 17), S. 41.

28 Vgl. Görich, Barbarossa (wie Anm. 17), S. 227-232.

29 Zur zentralen Rolle der Ehrerhaltung von Kaiser und Reich in der Politik Barbarossas vgl. Knut Görich, Die Ehre Friedrich Barbarossas. Kommunikation, Konflikt und politisches Handeln im 12. Jahrhundert (Symbolische Kommunikation in der Vormoderne), Darmstadt 2001.

Dieser Angriff auf die kaiserliche Ehre ist hierbei durch den von Barbarossa als Provokation betrachteten Zug des kaiserlichen Trupps durch ödes mailändisches Umland hervorgerufen worden- Vgl. Görich, Barbarossa (wie Anm. 17), S. 233.

30 Zu den Begleitumständen und schwierigen Bedingungen im Vorfeld der Kaiserkrönung Barbarossas vgl. Görich, Barbarossa (wie Anm. 17), S. 242-348.

zung Mailands. Ein zuvor ausgeführter Feldzug gegen die sich in Süditalien ausbreitenden Normannen war abgebrochen worden.³¹ Die monatelange Belagerung der Stadt hatte eine Devastation des mailändischen Umlandes zur Folge. Die sich für beide Seiten schwierig und langwierig gestaltenden Auseinandersetzungen endeten schließlich in einer Unterwerfung (*deditio*) Mailands unter den Kaiser.³² Mit dieser hoch symbolischen Geste konnten die kaiserliche Ehre und sein „Selbstverständnis [...] als ein christlicher Herrscher“³³ wiederhergestellt werden.

Ein weiteres zentrales Ereignis für folgende Interventionen in Italien war der Hoftag von Roncaglia, ebenfalls 1158. Führende Rechtsgelehrte der Zeit, u.a. aus der Rechtsschule von Bologna, erreichten damit eine Konklusion vorheriger und zuvor primär oraler Rechts Traditionen. In Rekurrenz auf das römische Recht wurde die Person des Kaisers zum zentralen Rechtsgegenstand. Die Kommunen wurden zu Abgaben an den Kaiser, *fodra*, verpflichtet. Außerdem wurden in den Kommunen nun Legaten als kaiserliche Amtsträger, *podestà*, ernannt.³⁴ Eben jene Benennung der Amtsträger führte zu erneuten

31 Vgl. Görich, *Barbarossa* (wie Anm. 17), S. 250-252.

32 Vgl. Görich, *Barbarossa* (wie Anm. 17), S. 283-301.

33 Görich, *Barbarossa* (wie Anm. 17), S. 299.

Außerdem wurde bestimmt, dass die Kommune zwar weiterhin frei ihre Konsuln wählen durfte, diese aber durch den Kaiser bestätigt werden mussten. Vgl. Görich, *Barbarossa* (wie Anm. 17), S. 300.

34 Vgl. Görich, *Barbarossa* (wie Anm. 17), S. 304-310.

Die im Zuge dieses Hoftages festgelegten Regalien sollten für das gesamte Mittelalter und auch darüber hinaus von Bedeutung bleiben.

Spannungen mit der mailändischen Kommune. Dieser wurde nämlich nach der Unterwerfung unter Barbarossa die **freie** Wahl ihrer Amtsträger zugesprochen (siehe oben).³⁵ Trotz weiterer Friedensangebote und Beschwichtigungsversuche erfolgte 1162 die komplette Zerstörung Mailands durch kaiserliche Truppen. Für Italien wurden sogenannte Reichslegaten berufen, u.a. der Kölner Erzbischof Rainald von Dassel.³⁶ Eine Erschwerung des Konfliktes bedingte die Entstehung des Papstschismas von 1159. Barbarossa sah einzig Viktor IV. als legitimen Nachfolger Hadrians IV. an. Ein zweites Lager formierte sich rund um Alexander III.³⁷ Dadurch wurde Mailand „zur ersten Hochburg der Alexandriner in Oberitalien“³⁸.

Nicht nur in Mailand, sondern auch in anderen oberitalienischen Städten vermehrten sich die Klagen gegen die zum Teil Amtsmissbrauch begehenden kaiserlich bestellten *procuratores*.³⁹ Es herrschte ein „Gegeneinander von Kommunen und Legaten, welche beide zur Treue gegenüber dem Herrscher verpflichtet waren“⁴⁰. In dieser Situation formierte sich nun 1167 der sogenannte erste lombardische Städtebund. Selbigem gehörten bis zu 25 Städte (u.a. Bergamo, Brescia, Cremona und Mantua)⁴¹ an. Man kämpfte gegen die Regalienpolitik

35 Vgl. Görich, Barbarossa (wie Anm. 17), S. 311.

36 Vgl. Görich, Barbarossa (wie Anm. 17), S. 331-350.

37 Vgl. Opll, Barbarossa (wie Anm. 17), S. 68-69.

38 Opll, Barbarossa (wie Anm. 17), S. 70.

39 Vgl. Görich, Barbarossa (wie Anm. 17), S. 353-356.

40 Görich, Barbarossa (wie Anm. 17), S. 362.

41 Vgl. Görich, Barbarossa (wie Anm. 17), S. 364.

des Kaisers, die ungleiche Behandlung der Städte und den zunehmenden Aufbau von Verwaltungsstrukturen in Oberitalien.⁴² Weitere entscheidende Schritte waren die Eroberung Roms durch die kaiserlichen Truppen und die Inthronisierung von Papst Paschalis III. (1167) sowie die Belagerung Alessandrias, der durch den Lombardenbund neu gegründeten Stadt (1174).⁴³ Ein Ende der langwierigen Auseinandersetzungen bildete schließlich der mit Alexander III. abgeschlossene Frieden von Venedig (1177).⁴⁴ In diesem wurde ein Ausgleich zwischen Alexander III. und Friedrich Barbarossa geschaffen und ein sechsjähriger Waffenstillstand mit dem Lombardenbund vereinbart.⁴⁵ Doch erst durch den Frieden von Konstanz (1183) kam es zu einer Neuordnung der Verhältnisse in Oberitalien. Der Kaiser akzeptierte die kommunalen Rechtsverhältnisse und im Gegenzug dazu stimmten die Kommunen festgelegten Abgaben und der Bestätigung der durch sie

42 Vgl. Haverkamp, Konstanzer Frieden (wie Anm. 10), S. 17-18.

Von Bedeutung ist an dieser Stelle natürlich die Frage nach der Wahrnehmung der Autorität des Kaisers aus italienischer Sicht. Vgl. Kai-Michael Sprenger, Die Heiligkeit von Kaiser und Reich aus italienischer Sicht, in: Staufisches Kaisertum im 12. Jahrhundert. Konzepte – Netzwerke – Politische Praxis, hrsg. von Stefan Burkhardt / Thomas Metz / Bernd Schneidmüller u.a., Regensburg 2010, S. 175-204.

43 Vgl. Görich, Barbarossa (wie Anm. 17), S. 368-375.

44 Der 1175 in Montebello geschlossene Frieden wurde durch erneute Kampfhandlungen gebrochen und endete mit einer der schwersten Niederlagen des kaiserlichen Heeres (Schlag von Legnano 1176). Vgl. Görich, Barbarossa (wie Anm. 17), S. 376-383.

45 Vgl. Görich, Barbarossa (wie Anm. 17), S. 442-461.

gewählten Konsuln mittels des Kaisers zu. Diese Vereinbarungen begleiteten beidseitige Treueeide. Auf diese Weise konnte jede Seite ihre Ehre bewahren.⁴⁶

4. Der Lombardenbund

4.1. Nachbarschaft und Konkurrenz

Ausgehend von den Quellen soll nun nochmals etwas näher auf den Begriff der Nachbarschaft geschaut werden. Die in diesem Band vertretene Definition von Nachbarschaft gibt noch keine näheren Informationen über die Konstitution eines Nachbarschaftsverhältnisses. Neben der Möglichkeit der Entstehung einer gemeinsamen Identität kann es eben auch zu einem Konkurrenzkampf kommen. So heißt es in den *Gesta Frederici* Ottos von Freising (1112-1158)⁴⁷ und Rahewins, einem der wichtigsten Quellenwerke zur staufischen Geschichte: *Consuerunt autem singuli singula territoria ex hac comminandi potestate comitatur suos appellare. Ut etiam ad comprimendos vicinos materia non*

46 Vgl. Görich, *Barbarossa* (wie Anm. 17), S. 485-502.

Auch die Stadt Alessandria konnte weiterbestehen, jedoch unter dem Namen Caesare.

47 Zur Rolle Ottos von Freising als staufischer Geschichtsschreiber und naher Verwandter des Königs vgl. Cornelia Kirchner-Feyerabend, *Otto von Freising als Diözesan- und Reichsbischof* (Europäische Hochschulschriften, Band 413), Frankfurt am Main/Bern/New York u.a. 1990, S. 247-269 und Klaus Richter, *Friedrich Barbarossa hält Gericht. Zur Konfliktbewältigung im 12. Jahrhundert* (Konflikt, Verbrechen und Sanktion in der Gesellschaft Alteuropas, Band 2), Köln/ Weimar/Wien 1999, S. 5-17.

*careant*⁴⁸. Die von Otto von Freising geschilderte Handlung mit dem Ziel *ad comprimendos vicinos*⁴⁹ entspricht vollkommen dem oben beschriebenen Vorgehen der italienischen Kommunen zur Ausdehnung ihres eigenen Machtbereiches gegenüber ihren Nachbarn. Eine weitere aufschlussreiche Stelle zum Thema Nachbarschaft findet sich in der Chronik von Otto von Sankt Blasien (diese reicht bis zum Jahresende 1209), welche als Nachfolgewerk der *Gesta Frederici* gilt.⁵⁰ Hier spricht er nämlich von einer *presente augusto in sua vicina*⁵¹. Ähnlich wie in unserem heutigen Verständnis scheinen die untersuchten Historiographen Nachbarschaft also auch primär als eine räumliche Nähe angesehen zu haben.

48 Die Taten Friedrichs oder richtiger *Cronica* (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, Band 17), hrsg. von Franz-Josef Schmale, Darmstadt 1965, S. 308.

49 Otto von Freising, *Cronica* (wie Anm. 48), S. 308.

50 Über den Verfasser ist so gut wie nichts bekannt. Auch über seinen Namen kann nur spekuliert werden. Vgl. Die Chronik Ottos von Sankt Blasien und die Marbacher Annalen (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, Band 18a) hrsg. von Franz-Josef Schmale, Darmstadt 1998, S. 1-10.

51 Otto von Sankt Blasien, *Chronica* (wie Anm. 50), S. 60.

4.2. Formatierung des Bundes

Die in den historiographischen Quellen vorhandenen Beschreibungen der Gründungsphase können Aufschluss geben über die Art und den Charakter des Bündnisses. Aus einer italienischen Sicht schildern der lodesische Chronist Otto Morena (um 1111-1167), sein Nachfolger und Sohn Acerbus sowie ein anonymes Bürger aus der Stadt Lodi die Ereignisse.⁵² Lodi stand für einen langen Zeitraum auf der Seite des Kaisers, hatte sich dann jedoch zu Beginn des Jahres 1168 von ihm abgewandt.⁵³ So heißt es in dem, einem unbekanntem Kaufmann zugeschrieben Teil der Chronik: *Longobardi igitur sic sibi fieri cernentes ac nullos eorum nullaque etiam civitas per se vindictam inde sumere audens, cum tanta mala sibi fieri vita comite nullo modo pati poterant nec eis, ne sibi fierent, resistere audebant, tandem necessitas consilium inde reperit* [Herv. R.T.].⁵⁴ Im Sinne dieser Beschreibung besteht der Zusammenschluss der oberitalienischen Städte also erst einmal aus einer *necessitas*⁵⁵ heraus, er hat somit also primär den Charakter einer Zweckgemeinschaft. Die Städte haben ähnlich schlechte Erfahrungen mit den Gesandten des Kaisers gemacht und möchten sich nun gemeinsam gegen selbige verteidigen. Auch an dieser Stelle spielt die Verteidigung der eigenen

52 Zur Problematik der Autoren der Chronik vgl. *Italische Quellen über die Taten Friedrich I. in Italien und der Brief über dessen Kreuzzug (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, Band 17a)*, hrsg. von Franz-Josef Schmale, Darmstadt 1986, S. 6-13.

53 Vgl. Schmale, *Italische Quellen* (wie Anm. 52), S. 10.

54 Otto Morena, *Libellus* (wie Anm. 52), S. 204.

55 Otto Morena, *Libellus* (wie Anm. 52), S. 204.

Ehre eine entscheidende Rolle: *Qui omnes cum insimul coadunati fuissent ac mala et incommoda a procuratoribus imperatoris et missis sibi illata vicissim inter se retulissent, melius esse cum honore mori, si oppoteret et aliter fieri non posset, quam turpiter et cum tanto dedecore vivere statuerunt.*⁵⁶

Von Bedeutung ist auch die Verwendung des Begriffes der Lombardei und des lombardischen Volksstamms. Anfangs berichtet der unbekannte Kaufmann über die kaiserlichen Prokuratoren, *quos in Longobardia relinquerant*⁵⁷. Der Begriff der Lombardei ist somit primär auf den geographisch abgrenzbaren Raum bezogen. Im weiteren Verlauf heißt es: *Sed cum ipse Ruinus imperatoris procurator ac missus aliique Teutonici ac Longobardi*⁵⁸. Durch diese Gegenüberstellung wird der Begriff semantisch neu aufgeladen, seine Bedeutung wird erweitert. Es besteht nicht nur die Vorstellung eines geographischen Raumes der Lombardei, sondern auch die eines Volksstammes, welcher diesen bewohnt. „Erst wenn die neue Verwendungsweise Teil einer kollektiven Praxis ist, können wird von einer Bedeutungsveränderung sprechen

56 Otto Morena, *Libellus* (wie Anm. 52), S. 204-206.

57 Otto Morena, *Libellus* (wie Anm. 52), S. 204.

58 Otto Morena, *Libellus* (wie Anm. 52), S. 216.

Erstmals taucht diese Bezeichnung bei Otto Morena bei der Beschreibung des Kampfes der lombardischen Truppen unter kaiserlicher Führung gegen Mailand auf: *Quod Mediolanensis intelligentes, quia putabant, quod imperator parvum exercitum concregasset, factum imperatoris parvipendere ceperunt palam quoque dicentes in concione se ab obsidione castrum non discessuros per imperatorem nec per illum exercitum, quem posset de Longobardis colligere, donec ipsum castrum caperent* [Herv. R. T.]. Otto Morena, *Libellus* (wie Anm. 52), S. 156-158.

[Herv. i. O.]⁵⁹. Jene Bedeutungsveränderung bzw. Bedeutungserweiterung lässt sich auch in der anonymen Mailänder Chronik (Berichtszeitraum von 1154 bis 1177) beobachten:⁶⁰ *Et statuerunt colloquium apud Veneciam, publice simulantes se velle pacem inter Longobardos et imperatorem*⁶¹. Auch in dieser Quelle wird dem Bund der Charakter einer in der Situation notwendigen Zweckverbindung zugesprochen: *civitatibus Longobardie iurassent*⁶².

Ein anderer Blickwinkel wird uns freilich durch die römisch-deutsche, respektive stauferfreundliche Chronik geboten. *Imperator de Italia contra imperatorium dignitatem occulte cum paucis rediit, omnibus civitatibus Italie contra eum coniurantibus* [Herv. R. T.]⁶³. Mit dem Verweis auf die heimliche Abreise des Kaisers geben die Kölner Königschroniken einen klaren Hinweis auf die Verletzung der kaiserlichen Ehre. Der lombardische Städtebund wird als eine Art verschwörerisches Bündnis gegen die kaiserliche Herrschaft betrachtet. Gottfried von

59 Gerd Fritz, *Historische Semantik*. Zweite Auflage, Stuttgart 2006, S. 38.

60 Zur Problematik der Überlieferung der Chronik vgl. Schmale, *Italische Quellen* (wie Anm. 52), S. 14-17.

61 Mailänder Anonymus, *Narratio* (wie Anm. 52), S. 292.

62 Mailänder Anonymus, *Narratio* (wie Anm. 52), S. 288.

63 *Annales Coloniensis a. 576-1175* (MGH SS rer. germ., Band 17), hrsg. von Georg Heinrich Pertz, Hannover 1861, S. 736-788, hier S. 782.

Viterbo (um 1125-1192), Mitglied der kaiserlichen Kapelle und kaiserlicher Hofkaplan,⁶⁴ stellt in seinen *Gesta Friderici* ebenfalls das übermütige Verhalten der Lombarden heraus: *Omneque ius regis **Lonbarda superbia** pressit* [Herv. R.T.]⁶⁵.

Die untersuchten Quellen bestätigen Kriegs Aussage: „In den Darstellungen der staufischen Geschichtsschreiber sind es ansonsten in erster Linie die italienischen Städte, die den Zorn des Herrschers erwecken.“⁶⁶

4.3. Nachbarschaft, Wahrnehmung des Raumes und Identität

Der Lombardenbund hatte sich schnell zu einem festen Bündnis mit zwei *rectores* an der Spitze entwickelt. Man schwor sich gegenseitige Treue bei der Bekämpfung des gemeinsamen Feindes:⁶⁷ *Si in fuero in curia papa vel imperatoris bona fide adiuvo tuum comunem et tuum missum sicut meum.*⁶⁸

In einem anderen Teil des Schwures heißt es wiederum: *Ego iuro quod adiuvo Venetiam, Veronam [...] et omnes homines et omnia loca*

64 Vgl. Gerhard Baaken, Art. „Gottfried von Viterbo“, in: *Lexikon des Mittelalters*. Band 4., München/ Zürich 1989, Sp. 1607-1608, hier Sp. 1607.

65 Gotfredi Viterbiensis *Gesta Frederici* (MGH SS rer. germ., Band 22), hrsg. von Georg Waitz, Hannover 1872, S. 307-334, hier S. 309.

66 Heinz Krieg, *Herrscherdarstellung in der Stauferzeit*. Friedrich Barbarossa im Spiegel seiner Urkunden und der staufischen Geschichtsschreibung (Vorträge und Forschungen, Sonderband 50), Ostfildern 2003, S. 184.

67 Vgl. Uwe Prutscher, *Der Eid in Verfassung und Politik Italienischer Städte*. Untersuchungen im Hinblick auf die Herrschaftsformen Kaiser Friedrich Barbarossas in Reichsitalien, Gießen 1980, S. 136.

68 Zitiert nach Prutscher, *Eid* (wie Anm. 67), S. 119.

quaecumque fuerint in hac concordia, cum his predictis civitatibus et ceteris qui in concordia fecerint nobiscum hoc sacramentum, contra omnem hominem quicumque voluerint nobiscum facem guerram aut malium, eo quod velit nos plus facere quam fecimus a tempore Henrici regis usque introitus imperii Fredrici [Herv. R.T.].⁶⁹ Trotz bzw. gerade wegen der Formelhaftigkeit von Eiden dienen sie in diesem Fall als „das wesentliche Element und Instrument zur Begründung, Legitimierung und Absicherung innerer wie äußerer Politik“⁷⁰. Gerade in der Berufung auf eine Gemeinschaft, *concordia*, liegt das, was man als die Identität des Bundes bezeichnen könnte. Eine Identität, die sich durch die Definition gemeinsamer Feinde und die Berufung auf gemeinsame Ziele definiert. Wie in den Quellen geschildert, definiert sich die Gemeinschaft aber eben auch durch geteilte Erfahrungen in der Vergangenheit und durch die Vorstellung einer volksartigen Vereinigung. Dies alles wurde auch bedingt durch eine neue und veränderte Wahrnehmung des gemeinsamen Raumes. Sie ist auf jeden Fall mehr als ein reines Zweckbündnis.

Natürlich würde es an dieser Stelle nahe liegen, die Gründung einer eigenen Stadt als die Manifestation einer gemeinsamen Identität und des neu erweckten Zusammengehörigkeitsgefühls zu betrachten. Doch davon kann auf dem Stand der momentanen Forschungsergebnisse nicht ausgegangen werden. Die Gründung Alessandrias war

69 Zitiert nach Prutscher, Eid (wie Anm. 67), S. 125.

70 Prutscher, Eid (wie Anm. 67), S. 146.

wohl eher ein sukzessiver Zusammenschluss verschiedener Siedlungen und nicht die Hauptbastion des Lombardenbundes.⁷¹

5. Fazit

Die Frage nach der Identität des gemeinsamen Bundes führt uns somit wieder zu unserer Ausgangsfrage zurück. Das temporäre Vorhandensein eines Gemeinschaftsbewusstseins konnte durch die Analyse der Quellen deutlich gemacht werden.

Grundlage für dieses war erst einmal eine Form der Nachbarschaft, somit also eine gewisse Form der räumlichen Nähe. Erst bedingt durch diese wurde es den Städten ermöglicht, sich und ihre umliegenden Kommunen als einen abgrenzbaren geographischen Raum wahrzunehmen. Doch gerade die räumliche Nähe führte auch zur Entstehung einer Konkurrenzsituation und dem Kampf um die möglichst große Ausdehnung des eigenen Einflussgebietes. Im Zuge einer für die oberitalienischen Kommunen zunehmend ungünstiger ausfallenden Politik Barbarossas konnte sich so etwas wie Wahrnehmung der Lombarden als eine Gruppe entwickeln. Sie konnten gar eine eigene Identität ausprägen, bedingt durch die Definition eines gemeinsamen Feindes.

71 Vgl. Görich, *Barbarossa* (wie Anm. 17), S. 372-373.

„Natürlich war das Bewußstein von dem militärischen Charakter des Bundes weiterhin präsent, aber die Vorstellung von einem überkommunalen Wesen oder einer gesteigerten Form der Kommune waren ebenfalls stark ausgeprägt.“⁷² Doch war dieser von Schulz beschriebene Charakter des Bundes eben nicht von Dauer, sondern zeitlich begrenzt. Man kann daher also von einer temporären Identität sprechen. Temporär insofern, da der innere Zusammenhalt des Bundes vor allem durch externe Faktoren gelingen konnte. Dies waren beispielsweise die Unterstützung durch den byzantinischen Basileus, Alexander III., und durch den sich zunehmend in Süditalien ausbreitenden normannischen König.⁷³ Zu keinem Zeitpunkt haben alle oberitalienischen Kommunen gemeinsam gegen den Kaiser gekämpft. Die Entscheidung für oder gegen Barbarossa hing auch maßgeblich vom machtpolitischen Kalkül und der Suche nach den größtmöglichen Vorteilen ab. Weiterhin ging es den Städten nie darum, sich ganz der Oberhoheit des Kaisers zu entziehen. Selbst während der Phase der stärksten Auseinandersetzung haben die Städte immer noch Münzen mit kaiserlichem Emblem verwendet. Sie haben sich also nicht daran versucht, das kaiserliche Münzregal zu brechen, obwohl sie sehr wahrscheinlich die Möglichkeit dazu gehabt hätten.⁷⁴

72 Kurt Schulz, „Denn sie lieben die Freiheit so sehr...“. Kommunale Aufstände und Entstehung des europäischen Bürgertums im Hochmittelalter, Darmstadt 1992, S. 204.

73 Vgl. Franco Cardini, Friedrich I. Barbarossa, Kaiser des Abendlandes, Graz/Wien/Köln 1990, S. 232.

74 Vgl. Goez, Imperium (wie Anm. 25), S. 53.

Genau an dieser Stelle liegt auch das Problem in der Darstellung des Lombardenbundes in dem zu Beginn zitierten Film. Auch wenn bei Otto von Sankt Blasien von den *vires totius Italie*⁷⁵ gesprochen wird, so darf dies natürlich nicht in den Kategorien eines abgeschlossenen und abgrenzbaren Staates gedacht werden. Die ist eine Vorstellung, die dem 12. Jahrhundert vollkommen fremd gewesen ist. Der gemeinsame Kampf der oberitalienischen Städte im Lombardenbund führte zur Etablierung einer gemeinsamen Identität, welche sich aber noch nicht stabil ausprägen konnte. Die Tatsache, dass diese jedoch nicht ganz verloren gegangen ist, zeigt die Formatierung des sog. zweiten Lombardenbundes (1226) im Kampfe gegen Friedrich II., den Enkel Friedrich Barbarossas. Auch hier wäre eine genauere Untersuchung der Quellen unter einem solchen Gesichtspunkt wohl durchaus lohnenswert

75 Otto von Sankt Blasien, *Chronica* (wie Anm. 50), S. 66.

„Die ewig unvollendeten Türme“ – Nachbarschaftlicher Dualismus und machtpolitische Konflikte zwischen Burg und Stadt Friedberg im Mittelalter

Simone Brehmer / Pascal Wengert

1. Einleitung

Die Beziehung zwischen Burg und Stadt Friedberg im Mittelalter ist in vielerlei Hinsicht bemerkenswert für die historische Forschung. Der Vergleich mit den anderen Reichsstädten in der Wetterau – Wetzlar, Gelnhausen und Frankfurt – zeigt, dass, wenn Burg und Stadt in einer engen räumlichen und politischen Beziehung zueinander standen, die Burg im Laufe der Zeit mehr und mehr an Bedeutung verlor. Friedberg stellt hier eine Ausnahme dar, denn während die Burg kontinuierlich ihre politische Macht ausbaute, verlor die einst wirtschaftlich so erfolgreiche Reichsstadt stetig an Bedeutung und geriet schließlich unter die Vorherrschaft der Burg.

Im Mittelpunkt der Forschung standen bisher die Auseinandersetzungen zwischen Adel und Bürgertum sowie die mit den wechselnden politischen und territorialen Zugehörigkeiten verbundenen Entwicklungen vom Mittelalter über die Frühe Neuzeit bis zur Moderne hin. 1904 edierte Max Foltz die Friedberger Urkunden von 1216 bis 1410

und schuf so die Grundlage für neue Untersuchungen.¹ Im 20. Jahrhundert befasste sich dezidiert der Friedberger Geschichtsverein mit der Untersuchung der Geschichte von Burg und Stadt Friedberg. Der Themenkomplex der Burg wurde unter Einbezug der Beziehungen zur Stadt von Thomas Schilp (1982) umfassend bearbeitet.² Die Dissertation von Reimer Stobbe „Die Stadt Friedberg im Spätmittelalter“³ (1992) sowie der Band „Friedberg in Hessen. Die Geschichte der Stadt. Von der Gründung bis zur Reformationszeit“⁴ (1997) stellen neben diversen Aufsätzen, etwa von Hermann Roth⁵, Wilhelm Hans Braun⁶

-
- 1 Foltz, Max (Bearb.): Urkundenbuch der Stadt Friedberg, Bd. 1: 1216-1410, hrsg. von Goswin Ropp, veröffentl. von der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck, Marburg 1904 (im Folgenden mit FUB abkürzt).
 - 2 Schilp, Thomas: Die Reichsburg Friedberg im Mittelalter. Untersuchungen zu ihrer Verfassung, Verwaltung und Politik (Wetterauer Geschichtsblätter. Beiträge zur Geschichte und Landeskunde, Bd. 31), Friedberg 1982.
 - 3 Stobbe, Reimer: Die Stadt Friedberg im Spätmittelalter. Sozialstruktur, Wirtschaftsleben und politisches Umfeld einer kleinen Reichsstadt, Darmstadt/Marburg 1992.
 - 4 Stobbe, Reimer: Die Geschichte Friedbergs. Von der Gründung bis zur Reformationszeit, in: Friedberg in Hessen. Die Geschichte der Stadt, Bd. 1: Von den Anfängen bis zur Reformation, hrsg. von Michael Keller im Auftrag des Friedberger Geschichtsvereins und der Stadt Friedberg, Friedberg 1997, S. 129-245.
 - 5 Roth, Hermann: Die Gründung und die Bedeutung der Burg Friedberg unter den Staufern, in: Wetterauer Geschichtsblätter. Beiträge zur Geschichte und Landeskunde, Bd. 15, hrsg. von Fritz H. Hermann im Auftrag des Friedberger Geschichtsvereins, des Heimatvereins Bad Nauheim und des Geschichtsvereins für Butzbach und Umgebung, Friedberg 1966, S. 41-57.
 - 6 Braun, Wilhelm Hans: Friedberg im Spätmittelalter (1250-1500), in: Wetterauer Geschichtsblätter. Beiträge zur Geschichte und Landeskunde, Bd. 15, hrsg. von Fritz H. Hermann im Auftrag des Friedberger Geschichtsvereins, des Heimatvereins Bad Nauheim und des Geschichtsvereins für Butzbach und Umgebung, Friedberg 1966, S. 59-72.

(beide 1966), Klaus-Dieter Rack⁷ (1998) und Rainer Zuch⁸ (2008) bedeutende Arbeiten dar. Auch der Band „Geschichte der Wetterau und Vogelsberg. Von den Anfängen bis zum Ende des Mittelalters“⁹ (1999) ist für diese Arbeit von grundlegender Bedeutung.

Das Konzept der historischen Raumforschung von Susanne Rau¹⁰ bietet die Grundlage für eine Erforschung der Beziehung zwischen Burg und Stadt als nachbarschaftliches Verhältnis. Denn die unmittelbare räumliche Nähe dieser baulich eng aufeinander bezogenen Gründungen stellt einen bedeutsamen Faktor für diese konfliktreiche Beziehung dar. Ziel dieses Aufsatzes ist es, das Verhältnis zwischen Burg und Stadt – zwischen nachbarschaftlichem Dualismus und machtpolitischen Konflikten – als entscheidende Entwicklungslinie von der Gründung bis zum ausgehenden 15. Jahrhundert herauszuarbeiten und dabei chronologisch auf die wichtigsten Ereignisse einzugehen.

7 Rack, Klaus-Dieter: Friedberg. Reichsstadt und kaiserliche Burg, in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins, NF, Bd. 83 (1998), S. 87-109.

8 Zuch, Rainer: Burg und Stadt Friedberg. Von der Reichsstadt zur Kreisstadt, von der Reichsburg zum Stadtteil, Stationen eines schwierigen Verhältnisses, in: Burg und Stadt, hrsg. von der Wartburg-Gesellschaft zur Erforschung von Burgen und Schlössern, München 2008, S. 75-90.

9 Geschichte von Wetterau und Vogelsberg, Bd. 1: Von den Anfängen bis zum Ende des Mittelalters (Wetterauer Geschichtsblätter. Beiträge zur Geschichte und Landeskunde, Bd. 46), hrsg. von Reimer Stobbe im Auftrag der Sparkasse Wetterau und Michael Keller im Auftrag des Friedberger Geschichtsvereins, Friedberg 1999, insbesondere die Beiträge von Moraw, Peter: Wetterau und Vogelsberg in der älteren deutschen Geschichte, S. 13-36 und Schwind, Fred: Königtum, Adel und Städte in der staufischen und spätmittelalterlichen Wetterau und im Vogelsberg, S. 157-204.

10 Rau, Susanne: Räume. Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen, Frankfurt am Main 2013.

Dabei wird eine historische Raumanalyse in vier Untersuchungsschritten vorgenommen: Von der Raumkonstitution über Raumdynamiken und Raumwahrnehmungen hin zur Raumeignung.¹¹

2. Raumkonstitution: Die Gründung der Anlage Friedberg

Die anfängliche Konstitution des Raums ist als Voraussetzung für die nachbarschaftliche Beziehung zwischen Burg und Stadt Friedberg von zentraler Bedeutung. Rau zufolge sind Räume nicht bloß physische Gegenstände, also etwa das Resultat materiellen Bauens, sondern haben auch eine soziale Dimension, der etwas Immaterielles und Ideelles anhaftet.¹² Demnach ist danach zu fragen, welche Akteure an der Gestaltung eines Raumes beteiligt waren. Denn die Raumkonstitution resultiert aus gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen, also aus intellektuellen oder materiellen Konstruktionsleistungen, sowie aus den Ordnungsbestrebungen der Akteure.

Die Frage nach der Gründung und dem Gründer Friedbergs führt zu einer jahrhundertlang andauernden und intensiven Forschungsdebatte, die sich aus einer problematischen Quellenlage heraus begründet. Denn eine Gründungsurkunde, die darüber Auskunft geben könnte, ist nicht überliefert. Anhand zahlreicher Indizien und Überlegungen, die aus dieser Forschungsdebatte hervorgehen, ist nach heutigem Stand der Forschung eine planmäßige Gründung von Burg und

¹¹ Vgl. ebenda, S. 133-134.

¹² Vgl. hierzu und im Folgenden: Ebenda, S. 142-149.

Stadt nach 1171 unter Friedrich I. Barbarossa als Gründer sehr wahrscheinlich.¹³ Denn in diesem Jahr starb der letzte Graf von Nürings und dessen Besitztümer in der Wetterau fielen zurück an das Reich.¹⁴ Dadurch ergab sich für Friedrich I. die Möglichkeit, die Herrschaftsverhältnisse in der Wetterau neu zu ordnen und seinen Einfluss dort auszubauen.

Friedberg war, wie auch die anderen Reichsstädte der Wetterau, als Herrschaftsmittelpunkt in der Reichslandschaft (*terra imperii*) von großer politischer Bedeutung.¹⁵ Wichtige Gründe für die Anlage von Burg und Stadt werden die geographische Lage auf einem Basaltrücken in der Wetterau und die günstige Verkehrslage gewesen sein. Der Basaltrücken fällt nach Norden, Westen und Osten hin steil ab und schirmt die Anlage so zwischen Taunus und Vogelsberg ab.¹⁶ Zudem lag Friedberg nur eine mittelalterliche Tagesreise von Frankfurt entfernt und als Rast- und Handelsplatz an den ‚kurzen‘ und ‚langen Hessen‘ und nahe der Weinstraße.¹⁷

Das Territorium wurde vermutlich aus den umliegenden Gemarkungen von Ockstadt und Fauerbach herausgeschnitten und war zur Zeit

13 Vgl. hierzu und im Folgenden: Stobbe, Geschichte Friedbergs, S. 134-139.

14 Zu den reichsgeschichtlichen und politischen Hintergründen vgl. Moraw, Wetterau und Vogelsberg; zu den Grundzügen der staufischen Territorialpolitik in der Wetterau vgl. Schilp, Thomas: Der Ausbau der Wetterau zur „terra imperii“ unter den Staufern. Nidda und die staufische Wetterau, in: Nidda. Die Geschichte einer Stadt und ihres Umlandes, hrsg. von Ottfried Dascher, Gießen 2003, S. 21-31.

15 Vgl. Stobbe, Geschichte Friedbergs, S. 134.

16 Vgl. Schilp, Reichsburg Friedberg, S. 14.

17 Vgl. hierzu und im Folgenden: Stobbe, Geschichte Friedbergs, S. 134-139.

der Gründung wohl nicht besiedelt. Die freie Verfügbarkeit aller Rechte innerhalb dieses Gebiets war die notwendige Voraussetzung für den Eingriff Friedrichs I. in die lokalen Gemarkungsverhältnisse. Die Anlage der Burg und Stadt ist als Einheit konzipiert.¹⁸ Dies wird bei der Betrachtung des mittelalterlichen Grundrisses umso deutlicher (vgl. Abb. 1)¹⁹. Die Burg war im Süden zur Stadt hin befestigt, während die Stadt selbst keine Befestigungsanlage an der Nordseite aufwies. Dies gibt einen ersten Hinweis darauf, dass die Stadt wohl im Anschluss an die Burg entstanden ist und ihr – zumindest in der Anfangszeit – untergeordnet war.

Die Konstitution der Anlage Friedberg als Einheit ist grundlegend für die enge räumliche und politische Beziehung als nachbarschaftliches Verhältnis und Ausgangspunkt für die „gemeinsame Nutzungs- und Siedlungsgeschichte von Burg und Stadt.“²⁰

18 Vgl. hierzu und im Folgenden: Schilp, Reichsburg Friedberg, S. 14-15.

19 Vgl. Zuch, Burg und Stadt, S. 79.

20 Ebenda, S. 76.

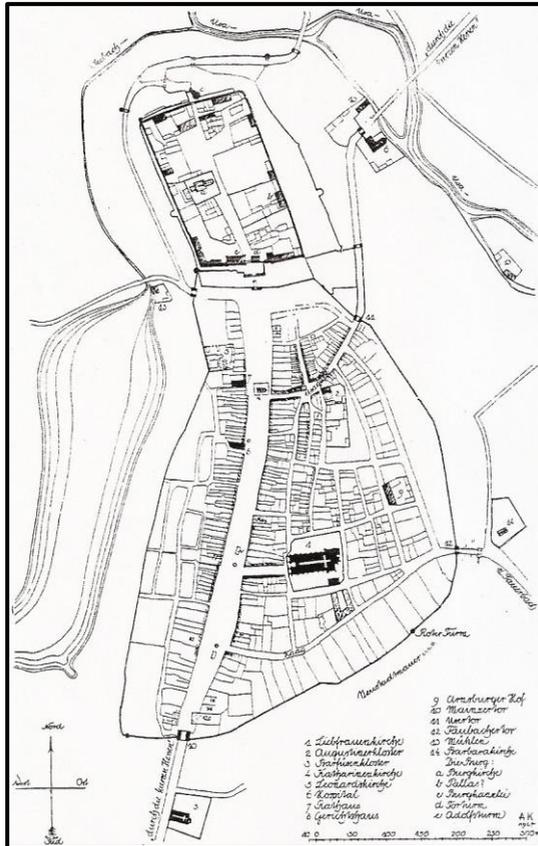


Abb. 1: Grundriss von Burg und Stadt Friedberg im Mittelalter.

3. Raumdynamiken: Verflechtungen und Konflikte zwischen Burg und Stadt

Innerhalb des historischen Raumkonzepts von Susanne Rau sind Räume dynamisch, denn sie werden von Akteuren gestaltet.²¹ Diese Akteure tragen maßgeblich zu der Entwicklung, Erweiterung und

²¹ Vgl. Rau, Räume, S. 165.

Veränderung des Raumes bei, insbesondere durch die Konflikte, die Raunkämpfe zwischen Burg und Stadt Friedberg. Gegründet wurden Burg und Stadt als selbstständige Territorien mit einer grundsätzlich gegensätzlichen Verfassung. Auf der Seite der Stadt handelte es sich um eine bürgerliche Gemeinschaft formal Gleicher, die sich jährlich durch einen Bügereid konstituierte.²² Die ersten Friedberger Bürger stammten vermutlich aus den umliegenden Dörfern, vor allem aus Fauerbach und Straßheim.²³ Die Bevölkerung der Stadt war, wie auch in anderen Städten zu dieser Zeit, „bunt und mannigfaltig.“²⁴

Die Besetzung der Burg auf der anderen Seite war eine adlige Korporation, die ihr Selbstverständnis aus der ständischen Ungleichheit schöpfte.²⁵ Anfänglich bestand die Besetzung aus dienstverpflichteten Reichsministerialen der Wetterauer Familien,²⁶ die durch Einsetzung

22 Vgl. Zuch, Burg und Stadt, S. 80-81.

23 Vgl. Stobbe, Geschichte Friedbergs, S. 139.

24 Schwind, Königtum, S. 170

25 Vgl. Zuch, Burg und Stadt, S. 80-81.

26 Vgl. ausführlich zu den Mitgliedern der Friedberger Burgmannschaft und der Stellung der Reichsministerialen: Schlip, Die Reichsburg Friedberg, S. 36-39; zur engen Bindung der Reichsministerialen der Herren von Hagen-Arnsburg-Münzenberg an das Königtum: Schwind, Königtum, S. 166; zur der Burgmannenfamilie von Selbold: Zieg, Michael: Die Selbolder. Die Geschichte einer Friedberger Burgmannenfamilie in den Jahren 1200 bis 1578, in: Wetterauer Geschichtsblätter. Beiträge zur Geschichte und Landeskunde, Bd. 57, hrsg. von Lutz Schneider im Auftrag des Friedberger Geschichtsvereins und des Geschichtsvereins für Butzbach und Umgebung, Friedberg 2009, S. 1-354.

als rechtlich und sozial gleichgestellte Dienstmannen auf der Burg einen sozialen Aufstieg erfahren.²⁷ Schon zu Anfang zählte die Burgmannschaft bis zu 30 Mitglieder.²⁸ Die Friedberger Burgmannen wurden von ihrem Herrscher so ausgestattet, dass sie eine ritterliche Lebensweise führen konnten.²⁹ Neben Ausgaben für die militärische Ausrüstung umfasste dies auch finanzielle Aufwendungen für repräsentative Zwecke. Die Burgmannen waren zu unbedingtem Gehorsam dem König gegenüber verpflichtet und zunächst galt für sie eine Residenzpflicht. Der Burggraf, eingesetzt durch den König, stand den Burgmannen eher als Amtsträger denn als Burgherr vor. Der Burggraf war der oberste Vertreter des Königs in Burg und Stadt und hatte auch dort die militärische Befehlsgewalt inne. Er war Vorsitzender des Burggerichts und später auch des städtischen Schöffengerichts. Die besondere Stellung des Burggrafen wird auch durch seine Amtsbezeichnung deutlich, so bezeichnete sich Erwin von Karnsberg 1220 etwa als *burggravius regie civitatis Frideberc*.³⁰

Die ersten urkundlichen Nennungen, 1216 der Burg und 1219 der Stadt,³¹ belegen, dass beide zu dieser Zeit bereits voll funktionsfähig waren, also ihre eigentliche Entstehungsphase bereits abgeschlossen war.³² Aus der Urkunde von 1216 geht die politische Stellung der Burg

27 Vgl. Roth, Burg Friedberg, S. 52.

28 Vgl. Schwind, Königtum, S. 165.

29 Vgl. hierzu und im Folgenden: Schilp, Reichsburg Friedberg, S. 37.

30 FUB Nr. 4, S. 1-2.

31 Vgl. FUB Nr. 1 und 3, S. 1.

32 Vgl. Stobbe, Geschichte Friedbergs, S. 135.

Friedberg in der Wetterau hervor, denn Friedrich II. richtet sich an den Burggrafen (*burcravio*) und die Burgmannen (*castellanis*) von Friedberg (*Wridburc*), den Schultheiß (*sculteto*) von Frankfurt (*Wrankinfurt*) und die anderen Getreuen aus der Wetterau (*per Wetreibiam*).³³ Auch wird deutlich, dass der Burggraf und die Burgmannen im Interesse von Friedrich II. tätig waren. Neben der militärischen Funktion kamen der Burg insbesondere auch Verwaltungsaufgaben zu.³⁴

In der Urkunde von 1219 bestätigt Friedrich II. den Bürgern von Frankfurt, Gelnhausen und Friedberg (*civibus in Frankenvort, Geilnhusen et Frideberg*) einen Schiedsspruch des Herrn Gerlach von Büding, des Burggrafen B. von Friedberg und des *villicus* Heinrich von Frankfurt, die er als Richter eingesetzt hatte.³⁵ Die Stadt Friedberg stand also in enger Verbindung zu den Reichsstädten Frankfurt und Gelnhausen. Auch in anderen Quellen wird Friedberg gemeinsam mit den anderen königlichen Städten der Wetterau genannt, etwa im Reichssteuerregister von 1241.³⁶ Diese Verbindung wird auch durch den Zusammenschluss der Stadt Friedberg mit Frankfurt, Gelnhausen und den mittelrheinischen Bischofsstädten 1226 sichtbar.³⁷ Der rasche

33 *Fridericus dei gracia Romanorum rex semper augustus et rex Sicilie, fidelibus suis Gissilberto burcravio et aliis castellanis de Wridburc, sculteto quoque de Wrankinfurt et omnibus imperii fidelibus per Wetreibiam constitutis graciā suam et omne bonum.* Vgl. hierzu die Abschrift der Urkunde, die ausführliche Übersetzung und Deutungen in: Roth, Burg Friedberg, S. 41-42.

34 Vgl. Schilp, Reichsburg Friedberg, S. 28 und 30.

35 Vgl. FUB Nr. 3, S. 1.

36 Vgl. FUB Nr. 16, S. 4.

37 Vgl. Braun, Friedberg im Spätmittelalter, S. 60.

Aufstieg der Stadt wird auch in einem Privileg Heinrichs VII. aus dem Jahr 1232 deutlich. Mit diesem bestätigte er den Bürgern der Stadt Friedberg sowie den Reichsstädten Frankfurt, Wetzlar und Gelnhausen, dass er ihre weiblichen Angehörigen (Töchter oder Enkelinnen) nicht mehr an Angehörige des königlichen Hofes oder andere zwangsverheirateten wolle.³⁸ Zwar stand die Entwicklung der Stadt Friedberg von Anfang an in enger Beziehung zur Burg, jedoch kamen ihr als Handelsplatz auch eigene Aufgaben zu, diente die Marktsiedlung doch wohl vor allem den wirtschaftlichen Interessen der Staufer.³⁹ In der Wetterau gab es eine gemeinsame Währung, die Wetterauer Münze, an deren Prägung die Stadt Friedberg sich vermutlich schon vor 1247 beteiligte.⁴⁰

Über die Verbindungen in die Wetterau und darüber hinaus standen Burg und Stadt in einem engen Verhältnis zu den staufischen Königen, die sowohl Stadt- als auch Burgherren waren. In den Bezeichnungen „königliche Burg“ und „königliche Stadt“ kommt dieses Abhängigkeitsverhältnis am ehesten zum Ausdruck, denn die Begriffe „Reichsburg“ und „Reichsstadt“ würden „einen gewissen Dualismus

38 Vgl. FUB Nr. 11, S. 3. 1240 wiederholt Konrad IV. dieses Versprechen, vgl. RI V,1,2 n. 4409 (Conrad IV., 6. Januar 1240, apud Byschovisheim), in: Regesta Imperii Online, URL: <<www.regesta-imperii.de/id/1240-01-06_2_0_5_1_2_753_4409>> (Zugriff am 01.02.2018).

39 Vgl. Schilp, Reichsburg Friedberg, S. 28.

40 In einer Urkunde von 1247 wird der Münzmeister (*monetarius*) Elias erwähnt, vgl. FUB Nr. 20, S. 6-7, hier S. 7. Ausführlich zur Prägung der Wetterauer Münze, vgl. Hävernick, Walter (Bearb.): Das ältere Münzwesen der Wetterau bis zum Ausgang des 13. Jahrhunderts, kommentierte Neuauflage mit biographischem Vorwort von Niklot Klüßendorf, Marburg 2009.

von König und Reich voraussetzen.“⁴¹ 1218 soll Friedrich II. selbst in Friedberg geweiht und in der Burg gewohnt haben.⁴² Dies kann als ein weiterer Beleg für die Königsnähe gesehen werden. Dem Burggrafen kam als oberster Verwaltungsbeamter der Burg eine bedeutsame Rolle bei der Sicherung der Wetterau zu, so stellte 1219 Friedrich II. das Kloster Arnsburg unter den Schutz der Burg Friedberg⁴³ und 1228 übertrug Heinrich VII. auch das Haus des Klosters in Wetzlar dem Schutz der Friedberger Burggrafen und der Frankfurter Schultheißen.⁴⁴ Die „weiträumige und gewichtige“ Stellung des Burggrafen unterstreicht ebenso seine Beauftragung als Schiedsrichter,⁴⁵ etwa 1219 im Streit zwischen dem Kloster Aulisburg und dem Ritter Konrad von Hagen.⁴⁶ Ebenfalls von Bedeutung für die Rolle des Burggrafens ist das enge Verhältnis zu Frankfurt. Umso deutlicher wird diese Verbindung durch die häufige Einsetzung von Mitgliedern aus Friedberger Burgmannenfamilien in das Amt des Frankfurter Schultheißen. Nicht selten hatte der Friedberger Burggraf auch und zum Teil sogar zur gleichen Zeit das Amt des Schultheißen in Frankfurt inne.⁴⁷ Seit 1236

41 Vgl. Stobbe, Geschichte Friedbergs, S. 139.

42 Vgl. Roth, Burg Friedberg, S. 41.

43 Vgl. FUB Nr. 3, S. 1.

44 Vgl. FUB Nr. 8, S. 2.

45 Vgl. hierzu und im Folgenden: Roth, Burg Friedberg, S. 51.

46 Vgl. FUB Nr. 3, S. 1.

47 So war etwa Erwin von Karnsberg 1220 und 1221 Friedberger Burggraf und 1227 und 1228 Frankfurter Schultheiß, Ludolf von 1227 bis 1237 Burggraf und von 1230 bis 1245 Schultheiß sowie Rupert von Karpen von 1238 bis 1245 Burggraf und von 1238 bis 1242 Schultheiß; vgl. Roth, Burg Friedberg, S. 52. Zur Stellung des Schultheißen in der Stadt Friedberg vgl. Schilp, Reichsburg Friedberg, S. 175.

wird in den Urkunden auch ein Schultheiß für und von der Stadt Friedberg erwähnt. Doch der Schultheiß, in anderen Städten erster Vertreter des Stadtherrn, spielte in Friedberg nur eine untergeordnete Rolle und lässt daher eher auf die vermehrten Verwaltungsaufgaben innerhalb der Stadt schließen.⁴⁸ Ein städtisches Schöffengericht unter dem Vorsitz des Burggrafens bestand vermutlich schon vor 1236. Bemerkenswert hierbei ist, dass „kein Burgmann als Schöffe des städtischen Gerichts belegt ist“⁴⁹, wie es in anderen Städten der Fall war. Mit Beginn der schriftlichen Überlieferung lassen sich immer wieder Auseinandersetzungen zwischen diesen beiden Akteuren feststellen, denn durch die räumliche Nähe kam es häufig zu Interessensgegensätzen und Rechtsstreitigkeiten.⁵⁰ Ein besonderer Aspekt dieser unmittelbaren räumlichen Nähe ist die enge Verflechtung zwischen Burg und Stadt. In den Reihen von Schöffen und Zeugen, die in den Urkunden erwähnt werden, lassen sich immer wieder und in großer Zahl die Namen von Burgmannen finden. Über das Schöffengericht konnte die Burg enormen Einfluss auf die Vorgänge innerhalb der Stadt nehmen. Mit großer Sicherheit ist davon auszugehen, dass sich Burgmannen und Bürger, insbesondere die Schöffen, meist persönlich kannten

48 Vgl. Roth, Gründung und die Bedeutung der Burg Friedberg, S. 55.

49 Schilp, Reichsburg Friedberg, S. 176.

50 Vgl. Stobbe, Geschichte Friedbergs, S. 142.

und zum Teil sogar miteinander verwandt waren.⁵¹ Auch wurden Ritter (*militēs* oder *armigeri*), die zunächst Bürger der Stadt waren, in die Burgmannenschaft aufgenommen.

Das Nachbarschaftsverhältnis zwischen Burg und Stadt beruhte auf wechselseitigen Vorteilen, die sehr wahrscheinlich auch bei der Planung der Anlage Friedbergs eine Rolle spielten. Die Burg bot der Stadt Schutz und profitierte im Gegenzug von der städtischen Wirtschaft.⁵² Das Reichssteuerregister von 1241⁵³ gibt für Friedberg ein Steueraufkommen von 120 Mark pro Kopf an und damit Hinweise auf ein funktionstüchtiges Gemeinwesen und das Wachstum der Stadt, denn die Hälfte der Summe wurde für den Mauerbau erlassen. In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts wurde der erste besiedelte und ummauerte Bezirk nach Süden, Norden und Osten hin erweitert und es entstanden Vorstädte.⁵⁴ Aufgrund ihrer Lage war die Stadt für den Mauerbau und sogar für die Versorgung mit Trinkwasser auf die umliegenden Grundherren, meist Mitglieder der Burgbesatzung, angewiesen. Die Burgmannen nutzten diesen Einfluss gegen die Stadt und ihr Bestreben, Unabhängigkeit von der Burg zu erlangen. Die besonders aufgrund des Tuchgewerbes aufblühende Wirtschaft der Stadt zog zahlreiche Menschen aus dem Umland nach Friedberg, darunter viele

51 Vgl. hierzu und im Folgenden: Schilp, Reichsburg Friedberg, S. 176 und 181-182.

52 Vgl. ebenda, S. 183.

53 Vgl. FUB Nr. 16, S. 4.

54 Vgl. hierzu und im Folgenden: Stobbe, Geschichte Friedbergs, S. 137-138.

unfreie Bauern der umliegenden Adelsherrschaften.⁵⁵ Die Herren Philipp und Werner von Falkenstein gingen sogar gegen die Stadt vor, um ihre hörigen Bauern gewaltsam zur Rückkehr zu zwingen.⁵⁶

Das Wachstum der Stadt wird auch durch andere Zeugnisse greifbar. Schon vor 1241 siedelte sich dort eine jüdische Gemeinde an, die der Stadt zusätzliche Einnahmen verschaffte, etwa durch die Judensteuer.⁵⁷ Der in Friedberg ansässige Rabbiner bildete für Jahrhunderte das „kulturelle und jurisdiktionelle Zentrum“⁵⁸ für die in der Stadt und Region ansässigen Juden.

1245 wird die Breite Straße das erste Mal urkundlich erwähnt.⁵⁹ Diese bildet als 45 Meter breiter und ca. 500 Meter langer Straßenmarkt die Hauptachse der planmäßig so gegründeten Marktsiedlung. Der Hauptverkehrsweg durch die Stadt Friedberg lief von der Breiten Straße nach Norden durch die Usagasse in die spätere Usavorstadt und führte somit nicht durch die Anlage der Burg.⁶⁰ Dies weist ebenfalls auf frühe Emanzipationsbestrebungen der Stadt gegenüber der Burg hin.

55 Vgl. Stobbe, Geschichte Friedbergs, S. 140.

56 Vgl. FUB Nr. 69, S. 26.

57 Vgl. FUB Nr. 16, S. 4.

58 Vgl. Rack, Friedberg, S. 107. Ein weiteres Zeugnis für die Bedeutung der jüdischen Gemeinde in Friedberg für die Wetterau ist das 1260 erbaute Judenbad (Mikwe), vgl. Stobbe, Geschichte Friedbergs, S. 187.

59 Vgl. hierzu und im Folgenden: Stobbe, Geschichte Friedbergs, S. 138.

60 Vgl. „Abb.1: Grundriss von Burg und Stadt Friedberg im Mittelalter“, S. 38.

Die häufige Abwesenheit der staufischen Herrscher machte eine zunehmende Selbstverwaltung nötig.⁶¹ Dieser Emanzipationsprozess setzte sich in der Zeit des Interregnums „aus der Notwendigkeit der Selbsthilfe“⁶² verstärkt fort, da in dieser Zeit die Zentralgewalt geschwächt war und so der Bedarf nach neuen (Verwaltungs-)Strukturen wuchs. Burg und Stadt Friedberg stellten sich lange auf die Seite der Stauer, denen sie ihre Gründung und Stellung in der Wetterau verdankten, so unterstützten sie Konrad IV. auch noch als bedeutende lokale Mächte, wie etwa der Mainzer Erzbischof, sich gegen ihn gestellt hatten.⁶³ Ebenso wurden Heinrich von Raspe und zunächst auch Wilhelm von Holland abgewiesen. Doch der staufische Gegenkönig gewann an Einfluss und übte gleichermaßen Druck auf Burg und Stadt Friedberg aus.⁶⁴ Friedberg musste einlenken und so hielt sich Wilhelm von Holland im September 1252 erstmals in Friedberg auf.⁶⁵ Bereits im November 1251 hatte er die Friedberger Stadtkirche weiterhin in die Abhängigkeit der Mutterkirche in Straßheim verwiesen.⁶⁶ Ebenfalls zuungunsten der Stadt befreite er 1252 den Wirtschaftshof

61 Vgl. ebenda, S. 81.

62 Stobbe, *Geschichte Friedbergs*, S. 139.

63 Vgl. hierzu und im Folgenden: Ebenda, S. 141.

64 Ein Zug Wilhelms gegen die Wetterau und insbesondere gegen Friedberg wurde sehr wahrscheinlich, vgl. RI V,1,2 n. 5051b (Wilhelm von Holland, Oktober 1251, ante Friedberg), in: *Regesta Imperii Online*, URL: «www.regesta-imperii.de/id/1251-00-00_1_0_5_1_2_1862_5051b» (Zugriff am 01.02.2018).

65 Zum zweiten Mal weilte Wilhelm von Holland im April 1255 in der Burg Friedberg, vgl. Braun, *Friedberg im Spätmittelalter*, S. 60.

66 Vgl. FUB Nr. 25, S. 8.

des Klosters Arnsburg in der Stadt von den Steuern.⁶⁷ Diese Benachteiligung war vermutlich auch im Sinne der Burg, denn im Gegenzug stattete Wilhelm von Holland die Burgmannen mit dem sogenannten Heerfahrtsprivileg aus. Damit lag die persönliche oder finanzielle Beteiligung an königlichen Kriegszügen im Ermessen der Burgmannen selbst.⁶⁸ Dieses Privileg stellt ein Zugeständnis des Gegenkönigs dar, mit dem er hoffte, die Anerkennung der Burgmannen zu erlangen, denn es sollte eindeutig einem Solidaritätskonflikt der Burgmannen im Kampf gegen die staufische Partei in Italien vorbeugen. Darüber hinaus ist es bemerkenswert, dass der König die Burgmannen damit nicht wie Ministeriale, sondern wie Lehnsleute behandelte. Dies war von grundlegender Bedeutung für die Verfassung der Burg.⁶⁹ Der Burggraf gewann an Einfluss, so überwachte und bestätigte er etwa als Vertreter der Reichsgewalt die Veräußerungen von reichslehnbaren Gütern und für die Umgebung hatte er sogar landvogteiliche Funktionen,⁷⁰ etwa für die Zisterzienserklöster Eberbach, Haina und Arnsburg.⁷¹

67 Vgl. FUB Nr. 26, S. 8.

68 Vgl. RI V,1,2 n. 5124 (Wilhelm von Holland, 20. September 1252, apud Nitde), in: Regesta Imperii Online, URL: <<www.regesta-imperii.de/id/1252-09-20_1_0_5_1_2_1950_5124>> (Zugriff am 01.02.2018).

69 Vgl. Stobbe, Geschichte Friedbergs, S. 141-142.

70 Vgl. Roth, Burg Friedberg, S. 51; Stobbe, Geschichte Friedbergs, S. 142.

71 Vgl. Metzner, Angela: Reichlandpolitik, Adel und Burgen. Untersuchungen zur Wetterau in der Stauferzeit, hrsg. vom Büdinger Geschichtsverein, Büdingen 2009, S. 180.

Vor dem Hintergrund der geschwächten königlichen Gewalt wandelte sich das Dienstrecht der Burgmannen in Lehnrecht, durch das die Mitglieder der Burgbesatzung die landrechtliche Verfügungsgewalt über die Güter der Burg erlangten.⁷² Auch die Residenzpflicht wurde in periodische und akute Anwesenheitspflichten umgewandelt.⁷³

Trotz der häufig als ungünstig zu bezeichnenden Ausgangslage wurde die Stadt Friedberg mit steigender Wirtschaftskraft unabhängiger von Stadtherr und Burg. 1254 schloss sich die Stadt zusammen mit Frankfurt, Wetzlar und Gelnhausen dem Rheinischen Bund an, „der als ordnende Kraft die Lücke füllen sollte, die durch die Schwäche der Königsmacht entstanden war.“⁷⁴ Auch wenn die Stadt Friedberg in diesem Bund keine zentrale Rolle spielte, wirkte sich schon die Mitgliedschaft auf das Selbstbewusstsein der Bürger aus, kam der Stadt so doch – zumindest in der Anfangszeit des Rheinischen Bundes – eine überregionale Bedeutung zu.⁷⁵ Die Bürger trugen dieses Selbstbewusstsein weiter und so wird 1266 zum ersten Mal der städtische Rat urkundlich erwähnt.⁷⁶ Dabei gab es jedoch keine klare Kompetenztrennung zwischen städtischem Rat (*consules*) und dem Schöffenkollegium (*scabini*), denn bei Gerichts- und Verwaltungsangelegen-

72 Vgl. hierzu und im Folgenden: Schilp, Reichsburg Friedberg, S. 38.

73 Vgl. Zuch, Burg und Stadt, S. 81.

74 Stobbe, Geschichte Friedbergs, S. 141.

75 Vgl. hierzu und zur weiteren Entwicklung des Rheinischen Bundes: Braun, Friedberg im Spätmittelalter, S. 60-61.

76 Vgl. FUB Nr. 50, S. 17.

heiten werden beide stets gemeinsam genannt. Der Burggraf war weiterhin der oberste Richter des städtischen Gerichts.⁷⁷ Trotzdem kann der Rat als ein Zeichen dafür verstanden werden, dass die Stadt zunehmend Unabhängigkeit von Burg und Burggraf erlangte.⁷⁸

Der Raum Friedberg unterlag einem stetigen Wandel und konstituierte sich aufgrund machtpolitischer Konflikte neu. Der entstehende Dualismus zeichnet sich in den Raumkämpfen zwischen Burg und Stadt ab und führte zu einer Veränderung des Raums. Insbesondere die Burg wusste die machtpolitischen Konstellationen in der Wetterau und darüber hinaus für sich zu nutzen. Die Burg wurde auch gegenüber der Stadt häufig mit Privilegien ausgestattet und konnte so ihren Einfluss ausweiten. Doch auch die Stadt gewann durch die enge Verbindung zu den Reichsstädten der Wetterau und den rheinischen Bischofsstädten an Selbstbewusstsein. Ebenso ermöglichte die aufblühende Wirtschaft der Stadt eine Erweiterung des Raums, etwa durch die Entstehung der Vorstädte über die alten Siedlungsgrenzen hinaus. Die Stadt erlangte zunehmend Unabhängigkeit gegenüber der Burg, etwa in der Verwaltung durch den städtischen Rat.

77 Dies geht etwa aus der Intitulatio einer Urkunde von 1285 hervor: *Nos burgravius, scultus, scabini, consules et universi cives civitatis Friedbergensis*, FUB Nr. 82, S. 33. Auch in den meisten anderen Urkunden wird der Burggraf stets an erster Stelle genannt, vgl. Schilp, *Reichsburg Friedberg*, S. 175.

78 Vgl. Stobbe, *Geschichte Friedbergs*, S. 145-146.

Diese nachbarschaftlichen Raumkämpfe, auf politischer, wirtschaftlicher, gerichtlicher und organisatorischer Ebene ausgetragen, sind Aushandlungsprozesse, die den Raum Friedberg formierten.⁷⁹

4. Raumwahrnehmung: Die Repräsentation nachbarschaftlicher Dualismen
Räume konstituieren und verändern sich, wie Susanne Rau feststellt, auch und insbesondere durch Raumwahrnehmungen und Raumvorstellungen.⁸⁰ Wahrnehmungen und Vorstellungen gestalten Repräsentationsräume als Resultate von Erlebnissen und Empfindungen. Somit sind Repräsentationsräume eng mit den kulturellen und gesellschaftlichen Praktiken, mit den baulichen Konzepten und gelebter Räumlichkeit verbunden, da sie diese zum Ausdruck bringen oder im Widerspruch dazu stehen.

Der Wille zur Repräsentation im Raum Friedberg und die sich widersprechenden Raumvorstellungen von Burg und Stadt sorgten immer wieder für Zwietracht und verstärkten den nachbarschaftlichen Dualismus. Insbesondere der Bau der Stadtkirche Unserer Lieben Frau (Liebfrauenkirche) als Repräsentationsraum führte in den folgenden 150 Jahren wiederholt zu Konflikten. Schon von weitem sollten für Besucher und Pilger die monumentalen Türme der gotischen und damit modernen Kirche zu sehen sein, als Zeichen der Frömmigkeit und des Wohlstandes der Stadt Friedberg. Neben der sakralen Bedeutung der

⁷⁹ Vgl. Rau, Räume, S. 166.

⁸⁰ Vgl. hierzu und im Folgenden: Ebenda, S. 171-177.

Kirche sollte dieses Gebäude somit wohl vor allem der Repräsentation dienen, denn Mitte des 13. Jahrhunderts standen bereits einige Goteshäuser in der Stadt Friedberg. So verfügten etwa die Vorstädte über eigene Kapellen und im Stadtzentrum, am oberen Ende der Breiten Straße, stand die Katharinenkapelle.⁸¹ Nach kanonischem Recht besitzen Kapellen allerdings einen anderen Rechtsstatus als Pfarrkirchen, denn sie unterliegen der Aufsicht des zuständigen Diözesanbischofs und sind zudem nicht geweiht.⁸²

Bauarbeiten, die zwischen 1897 und 1963 an der Liebfrauenkirche durchgeführt wurden, belegen, dass dort bereits seit dem Ende des 12. Jahrhunderts eine romanische Basilika mit stattlichen Ausmaßen errichtet worden war.⁸³ Der festungsartige Baustil der romanischen Kirchen kam Mitte des 13. Jahrhunderts aus der Mode und galt wohl als nicht mehr zeitgemäß.⁸⁴ Darüber hinaus wurde durch den neuen

81 Vgl. Stobbe, *Geschichte Friedbergs*, S. 167-170.

82 Vgl. Haas, Walter: Art. Kirchenbau, in: TRE 18 (1989), S. 442.

83 Vgl. zur romanischen Vorgängerkirche: Götz, Ernst: *Die Stadtkirche Unserer Lieben Frau in Friedberg in Hessen, Königstein i. Ts.* 2006, S. 4-8, hier S. 6.

84 Der gotische Baustil, der den Glauben nicht mehr nach außen abschirmte, wie es die burgähnlichen romanischen Bauten sollten, sondern durch große Fenster, freischwebende Stützpfeiler und die geplante Höhe der Bauten, mehr in Richtung Himmel strebte, entsprach der Frömmigkeit der Zeit. Vgl. hierzu und im Folgenden: Möller, Christian: *Kirchenbau für die Gemeinschaft der Heiligen*, in: *Die gebrauchte Kirche. Symposium und Vortragsreihe anlässlich des Jubiläums der Hochaltarweihe Unserer Lieben Frau in Friedberg (Hessen) 1306-2006*, hrsg. von Norbert Nußbaum im Auftrag des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen, Stuttgart 2010, S. 155-162, hier S. 155.

monumentalen Bau der Liebfrauenkirche „ein Zeugnis für den Geltungsanspruch der aufblühenden mittelalterlichen Stadt“⁸⁵ geschaffen. Dank des raschen wirtschaftlichen Aufstiegs der Stadt und vermutlich auf Betreiben der städtischen Führungsschicht⁸⁶ konnte um 1260⁸⁷ mit dem Bau begonnen werden.

Das gesteigerte Selbstbewusstsein der Stadt Friedberg wird auch an anderer Stelle greifbar. 1273 schloss sich die Stadt im sogenannten Ewigen Bund mit den rheinischen Bischofsstädten (Mainz, Worms und Oppenheim) und den anderen Reichsstädten der Wetterau (Wetzlar, Gelnhausen und Frankfurt) zusammen. Die Städte gelobten, nur einen einmütig gewählten König anzuerkennen und einander bei der Umsetzung dieser Bedingung und im Fall eines Angriffs beizustehen.⁸⁸ Der Ewige Bund kann als „stolzer Ausdruck ihres Selbstbewusstseins und Machtwillens“⁸⁹ gedeutet werden, denn die Städte signalisierten damit, dass sie ihre in der Zeit des Interregnums fortgeschrittene Emanzipation nicht wieder aufgeben wollten.⁹⁰

Der im selben Jahr zum König gewählte Rudolf von Habsburg sicherte sich im Zuge seiner Revindikationspolitik die Unterstützung der Reichsstädte und -burgen. Er bemühte sich darum, die Güter und

85 Stobbe, *Geschichte Friedbergs*, S. 164.

86 Vgl. Braun, *Friedberg im Spätmittelalter*, S. 60.

87 Über die ersten Baujahre der Liebfrauenkirche sind keine Daten überliefert. Stilvergleiche und archäologische Befunde stützen aber den angenommenen Baubeginn um 1260, vgl. Götz, *Stadtkirche*, S. 9.

88 Vgl. FUB Nr. 56, S. 19.

89 Braun, *Friedberg im Spätmittelalter*, S. 64.

90 Vgl. hierzu und im Folgenden: Ebenda.

Lehen, die dem Reich während des Interregnums entfremdet, verpfändet oder geraubt worden waren, zurückzugewinnen. So bestätigte er bereits wenige Monate nach seiner Wahl zum König, im Dezember 1273, der Stadt Friedberg alle Rechte und Freiheiten, die sie von Kaiser Friedrich II. und anderen Kaisern und Königen vor diesem erhalten hatten.⁹¹

Durch das Fortschreiten der Emanzipation und das wachsende Selbstbewusstsein nahm auch der Dualismus zwischen Burg und Stadt zu. 1275 griffen die Bürger der Stadt die Burg an und zerstörten diese. Dies bezeugt eine Urkunde aus dem Folgejahr, in der der König den Bürgern ihr gewaltsames Vorgehen vergibt.⁹² Die Hintergründe der Zerstörung sind nicht rekonstruierbar, jedoch ist es möglich, dass die Burgen als „Verkörperung der die Städte beschränkenden Reichsgewalt aufgefasst“⁹³ wurden und dementsprechend den Unmut der Bevölkerung auf sich zogen. Etwa zeitgleiche Angriffe von Bürgern auf die Reichsburgen sind auch für Zürich⁹⁴, Frankfurt⁹⁵ und Oppenheim überliefert. Aufgrund der seit dem Ewigen Bund bestehenden Nähe

91 FUB Nr. 59, S. 20-21.

92 Vgl. FUB Nr. 61, S. 22-23.

93 Vgl. Schilp, Reichsburg Friedberg, S. 186.

94 Vgl. RI VI,1 n. 560 (Rudolf I., 1276, o.O.), in: Regesta Imperii Online, URL: <<www.regesta-imperii.de/id/1276-00-00_4_0_6_1_0_627_560>> (Zugriff am 01.02.2018).

95 Vgl. RI VI,1 n. 587 (Rudolf I., 18. August 1276, Wormacie), in: Regesta Imperii Online, URL: <<www.regesta-imperii.de/id/1276-08-18_2_0_6_1_0_656_587>> (Zugriff am 01.02.2018).

bestand wohl auch der Verdacht einer Verschwörung der Oppenheimer mit den Friedbergern.⁹⁶ Rudolf sprach die Bürger der Stadt Friedberg davon frei, weist der Burg im Gegenzug jedoch zur Wiederinstandsetzung ihrer Wehranlagen die vorher städtische Judensteuer zu. Angesichts des hohen Steueraufkommens von 130 Mark im Jahr 1275 muss die jüdische Gemeinde in Friedberg wohl zu den größeren im Reich gezählt haben.⁹⁷ Mit der Zuweisung der Steuer ging auch die Schutzpflicht für die Juden vom Kaiser an die Burg über.⁹⁸ Die Burgmannen erscheinen hier als Empfänger von Burglehen, dies weist „auf den Abschluß eines nur im Ergebnis belegbaren Emanzipationsprozesses der zunächst unfreien Dienstmannen zu voll rechts- und geschäftsfähigen Angehörigen der Niederadels“⁹⁹ hin.

König Rudolf strebte, an die staufische Herrschaftspolitik anschließend, eine stärkere Einbindung der Reichsburgen zur Sicherung des Reichsbesitzes an und setzte zusätzlich Landvögte zur Verwaltung ein.¹⁰⁰ Reinhard von Hanau erhielt 1275 als erster dieses Amt und ist

96 Vgl. FUB Nr. 61, S. 22-23.

97 Vgl. Battenberg, Friedrich: Friedberg und die Juden in Hessen, in: Hessen. Geschichte und Politik (Schriften zur politischen Landeskunde Hessens, Bd. 5), hrsg. von Bernd Heidenreich und Klaus Böhme, Stuttgart 2000, S. 123-134, hier S. 123; Schilp, Reichsburg Friedberg, S. 138.

98 Vgl. Battenberg, Friedberg und die Juden, S. 123-124.

99 Stobbe, Geschichte Friedbergs, S. 143.

100 Ausführlicher zum Amt des Landvogts vgl. Schwind, Fred: Die Landvogtei in der Wetterau. Studien zu Herrschaft und Politik der staufischen und spätmittelalterlichen Könige, Marburg 1972, S. 100-113.

zudem ab 1276 auch als Friedberger Burggraf bezeugt.¹⁰¹ Die Friedberger Burgmannen fürchteten, dass fortan mächtige Dynasten, wie die Herren und Grafen von Hanau, die „genossenschaftliche Ausrichtung“¹⁰² der Burgmannschaft dominieren könnten.¹⁰³ Um dem vorzubeugen, bestätigte König Rudolf 1276 ein von Friedrich II. erhaltenes Privileg, demzufolge der Burggrafentitel nicht erblich werden konnte.¹⁰⁴ Auch verbot er den Bau einer Burg oder eines befestigten Hauses, um die Gleichstellung der Burgmannen zu bewahren.¹⁰⁵ Anlässlich des erforderlichen Neubaus der Burg sowie der Überweisung der an diesen Zweck gebundenen Gelder wurde das neue Amt des Baumeisters geschaffen.¹⁰⁶ Neben der finanziellen Verwaltung der Burg kamen diesem Amt allmählich auch allgemeinere, wirtschaftliche Verwaltungsaufgaben zu. In späteren Urkunden werden dann sogar zwei Baumeister genannt.¹⁰⁷

101 Am 12. April 1276 überließ König Rudolf Reinhard von Hanau den Hof zu Mörle und die Friedberger Mühlen als Burglehen und ernannte ihn zum Burggraf, vgl. RI VI,1 n. 544 (Rudolf I., 12. April 1276, Wormacie), in: Regesta Imperii Online, URL: <<www.regesta-imperii.de/id/1276-04-12_1_0_6_1_0_606_544>> (Zugriff am 01.02.2018).

102 Schilp, Reichsburg Friedberg, S. 40.

103 Vgl. ebenda, S. 40-41.

104 Vgl. RI VI,1 n. 619 (Rudolf I., 5. November 1276, Wiennam), in: Regesta Imperii Online, URL: <<www.regesta-imperii.de/id/1276-11-05_2_0_6_1_0_703_619>> (Zugriff am 01.02.2018).

105 Vgl. RI VI,1 n. 618 (Rudolf I., 5. November 1276, Wiennam), in: Regesta Imperii Online, URL: <<www.regesta-imperii.de/id/1276-11-05_1_0_6_1_0_702_618>> (Zugriff am 01.02.2018).

106 Vgl. hierzu und im Folgenden: Schilp, Reichsburg Friedberg, S. 100-102.

107 Vgl. hierzu etwa FUB Nr. 295, S. 127-129, hier S. 128.

Mitte der 1270er Jahre geriet der Bau der Liebfrauenkirche ins Stocken. Vermutlich fehlte es zunächst an den nötigen finanziellen Mitteln, da die Stadt auf eine so bedeutsame Einnahmequelle wie die Judensteuer verzichten musste.¹⁰⁸ Die Burg wiederum konnte ihre Wehranlagen wieder instand setzen und ausbauen.¹⁰⁹ 1285, immerhin 10 Jahre nach der Zerstörung der Burg, wies König Rudolf den Burgmannen zusätzlich noch die Hälfte des Ungelds, also Teile der städtischen Verbrauchssteuer, für den Ausbau der Burg zu.¹¹⁰ Auch räumte der König der Burgbesatzung im selben Jahr ein Mitspracherecht bei der Ernennung von neuen Burgmannen ein.¹¹¹ Der weitergeführte Ausbau der Burg und die erhaltenen Privilegien spiegeln die Selbstwahrnehmung der Burgbesatzung wieder, denn über die Funktion als Wehranlage hinaus diente auch die Burg als Repräsentationsraum. Als Indiz für das wirtschaftliche Wachstum der Stadt kann die Wiederaufnahme des Baus der Liebfrauenkirche, ebenfalls 1285, gesehen werden, denn die Stadt verfügte zu diesem Zeitpunkt, trotz der feh-

108 Vgl. Götz, Stadtkirche, S. 9.

109 Inwiefern die Burg ihre Wehranlagen ausbaute, lässt sich nur vermuten. Die ältesten erhaltenen Teile der Burg stammen aus dem 14. Jahrhundert. Versuche einer möglichen Rekonstruktion und eine genaue Baugeschichte finden sich bei: Zuch, Rainer: Burg Friedberg, hrsg. von Georg Ulrich Großmann im Auftrag der Wartburg-Gesellschaft, Regensburg 2011, S. 12-13.

110 Vgl. FUB Nr. 84, S. 35.

111 Vgl. RI VI,1 n. 1934 (Rudolf I., 4. September 1285, Hagenowe), in: Regesta Imperii Online, URL: <<www.regesta-imperii.de/id/1285-09-04_1_0_6_1_0_2151_1934>> (Zugriff am 01.02.2018).

lenden Steuereinnahmen, anscheinend über ausreichende Einkünfte.¹¹² Der wirtschaftliche Aufstieg ist vor allem auf den Handel mit Tuchwaren zurückzuführen.¹¹³ Das Friedberger Tuch war von mittelmäßiger bis minderer Qualität und wurde wohl hauptsächlich zum Gebrauch für die breite Masse produziert.¹¹⁴ Eine Messe in Friedberg wird 1298 das erste Mal urkundlich erwähnt, als König Adolf von Nassau der Stadt Montabaur den Handel mit verschiedenen Städten, darunter auch Friedberg, gestattet.¹¹⁵ Die Friedberger Messe hatte also zu diesem Zeitpunkt bereits eine überregionale Bedeutung.¹¹⁶ Auch die Burg profitierte durch Abgaben und Umverteilungen der städtischen Gelder vom wirtschaftlichen Aufstieg und erhielt weitere Privilegien, wie das Gerichtsprivileg von 1287. Damit mussten sich die Burgmannen zukünftig nur gegenüber dem Burggrafen oder dem königlichen Hofgericht verantworten. Dieses Privileg verlieh den Burgmannen besonders außerhalb der Burg eine gewisse Rechtsi-

112 Vgl. Götz, Stadtkirche, S. 9.

113 Vgl. hierzu und im Folgenden: Ammann, Hektor: Die Friedberger Messen, in: Rheinische Vierteljahrsblätter, Bd. 15/16 (1950/51), hrsg. von der Abteilung für Rheinische Landesgeschichte des Instituts für Geschichtswissenschaft der Universität Bonn, S. 192-225, hier S. 201-202.

114 Vgl. Heitzenröder, Wolfram: Reichsstädte und Kirche in der Wetterau. Der Einfluß des städtischen Rats auf die geistlichen Institute vor der Reformation (Studien zur Frankfurter Geschichte, Bd. 16), hrsg. von Wolfgang Klötzer und Dieter Rebenisch im Auftrag des Frankfurter Vereins für Geschichte und Landeskunde, Frankfurt a. M. 1982, S. 20.

115 Vgl. Stobbe, Geschichte Friedbergs, S. 149.

116 Schilp, Reichsburg Friedberg, S. 192. Eine genauere Untersuchung zur Bedeutung der Messe und ihres Einzugsgebietes findet sich bei: Ammann, Messen, S. 202.

cherheit und bot ihnen entsprechenden Rückhalt bei der Durchsetzung und dem Ausbau ihrer herrschaftlichen Rechte in der Wetterau.¹¹⁷ 1291 erhielten auch die Bürger der Stadt dieses Gerichtsprivileg.¹¹⁸ Im selben Jahr gestattete König Rudolf der Stadt auch Steuern auf an die Kirche veräußerte Güter zu erheben¹¹⁹ und verlieh den Bewohnern der Vorstädte das Bürgerrecht.¹²⁰

Die zahlreichen Privilegien, die sowohl die Burg als auch die Stadt in relativ kurzen Abständen erhielten, können als Reaktionen auf weitere Konflikte gedeutet werden. Denn 1293 vergab Rudolf der Stadt erneut nicht näher ausgeführte Ausschreitungen gegen ihn und das Reich¹²¹ und bestätigte ihre Privilegien erneut.¹²² Um den neuen König Albrecht im Kampf gegen die Opposition der Kurfürsten zu unterstützen,¹²³ einigten sich 1301 Burg und Stadt darauf, für den Fall von Streitigkeiten (*ufloufende dinc under uns*) ein Schiedsgericht einzurichten, das aus je vier gewählten Burgmannen und Bürgern bestehen sollte.¹²⁴ Sollte es dem Schiedsgericht nicht gelingen, innerhalb von vierzehn Tagen eine Einigung herbeizuführen, so sollte der Vorsteher

117 Vgl. RI VI,1 n. 2099 (Rudolf I., 1. Mai 1287, Maguncie), in: Regesta Imperii Online, URL: <<www.regesta-imperii.de/id/1287-05-01_3_0_6_1_0_2344_2099>> (Zugriff am 01.02.2018).

118 Vgl. FUB Nr. 101, S. 45.

119 Vgl. FUB Nr. 114, S. 51.

120 *qui extra portas opidi nostri in Frideberch et circumcirca in suburbio seu preurbio ipsius se receperunt cel adhuc receperint*, FUB Nr. 117, S. 52.

121 Vgl. FUB Nr. 112, S. 50.

122 Vgl. FUB Nr. 113, S. 50.

123 Vgl. Schilp, Reichsburg Friedberg, S. 187.

124 Vgl. FUB Nr. 141, S. 64-66, hier S. 65.

der Friedberger Franziskaner (*gardian der barfuzen von Friedeberg*) als Obmann tätig werden.¹²⁵ Die Entscheidungen des Schiedsgerichts sollten unbedingte Gültigkeit haben. Dieser Vertrag wurde für ein Jahr geschlossen und auch alle älteren Streitigkeiten sollten für dieses Jahr ruhen:

„Und waz ist geschehen vor dirre zeit, daz sal bliben ligende an sime rehte biz an den helen suntac und sal bliben ligende zu seme rehte.“¹²⁶

König Albrecht hielt sich 1301 persönlich in Friedberg auf,¹²⁷ sodass möglicherweise er selbst auf diesen Vertrag insistierte.¹²⁸ Hier wird deutlich, dass Burg und Stadt dazu bereit waren, ihre Differenzen ruhen zu lassen, um die eigene Position zu stärken und die Politik von König Albrecht zu fördern. Ob das Schiedsgericht im folgenden Jahr tatsächlich zusammenkam, ist nicht überliefert, jedoch ist es nicht unwahrscheinlich, dass die Streitigkeiten tatsächlich um ein Jahr nach hinten vertagt wurden.

In den kommenden Jahren muss es zu weiteren Auseinandersetzungen gekommen sein, dies belegt der von König Albrecht 1306 ausgestellte Sühnebrief. König Albrecht versuchte hier wahrscheinlich auf ausgleichende Weise auf die bestehenden Verhältnisse einzuwirken.

125 Vgl. hierzu und im Folgenden: Schilp, Reichsburg Friedberg, S. 187.

126 Der Vertrag ist auf den ersten Februar 1301 datiert, die Gültigkeit der Regelungen bis zum 11. März 1302, vgl. FUB Nr. 141, S. 64-66, hier S. 64.

127 Vgl. FUB Nr. 140, S. 64.

128 Vgl. hierzu und im Folgenden: Schilp, Reichsburg Friedberg, S. 187-190.

Die weitreichendste Änderung stellte die Einführung des sogenannten Adligen Sechlers dar. Albrecht bestimmte,

„daz die burgere kysen sullent ses burgman of iren eit. Dieselben sesse sollen zu in gein in den rat; und wel sie kysen, die sollen in die burgman entworten, die sonber und ratber sin uns, dem ryche, dem lande der burg und der stad zu Frideberg.“¹²⁹

Damit wurde die städtische Selbstverwaltung unter die Kontrolle der Burg gestellt. Auch der Burggraf war ständiges Mitglied des Rats und wichtige Entscheidungen durften nur in seinem Beisein getroffen werden.¹³⁰ Die bürgerliche Verwaltung wurde damit weitgehend von den Interessen der Burgmannen bestimmt. Darüber hinaus war der Adlige Sechser noch mit einem ausdrücklichen Denunziationsrecht ausgestattet, sodass eigenständige Entscheidungen der Stadt nicht mehr möglich waren. Neben weiteren rechtlichen Bestimmungen¹³¹ sprach Albrecht der Stadt im Sühnebrief die Hälfte des Ungelds für den Weinausschank innerhalb der Burg zu.¹³² Auch legte er fest, dass in der Burg ansässige Handwerker ohne das Friedberger Bürgerrecht auf

129 Vgl. FUB Nr. 162, S. 72-74, hier S. 73.

130 Vgl. hierzu und im Folgenden: Heitzenröder, Reichsstädte, S. 18.

131 Etwa die Trennung des städtischen Schöffen- vom Burggerichts (§ 2), die Benennung eines gerichtlichen Ausnahmeverfahrens (§ 3), die Verlagerung gewaltsamer Streitigkeiten aus der Stadt (§ 4), die verfassungsgemäße Stellung des Friedberger Schultheißen (§ 5) und die Dienstbarkeit der Bewohner der Vorstädte (§ 6), vgl. FUB Nr. 162, S. 72-74.

132 Vgl. FUB Nr. 162, § 7, S. 74.

dem Markt wie Auswärtige (*uzmanen*) zu behandeln seien, das Anbieten ihrer Dienste also auch entsprechend besteuert werden sollte.¹³³ Die beiden letztgenannten Bestimmungen wirken vor dem Hintergrund der Einführung des Adligen Sechlers wie kleinere Zugeständnisse an die Stadt. Denn der Sühnebrief stellte einen erheblichen Eingriff in die Beziehung zwischen Burg und Stadt dar. Obgleich die verfassungsrechtliche Stellung der Stadt dadurch geschwächt wurde, wurde die städtische Eigenständigkeit zunächst nicht behindert, denn die florierende Wirtschaft der Stadt sicherte ihre Unabhängigkeit.¹³⁴ Der Bau der Liebfrauenkirche wurde seit 1285 anscheinend schnell vorangetrieben. Dafür spricht auch die Hochaltarweihe der Liebfrauenkirche im Jahr 1306, denn zu diesem Zeitpunkt waren Chor und Querschiff der Kirche offenbar bereits fertiggestellt.¹³⁵ Die Zeugenliste der Weihe weist auf die Bedeutung hin, die diesem monumentalen Gotteshaus innerhalb der eigenen Wahrnehmung zukam und aus der die Bürger ihr enormes Selbstverständnis schöpften. Neben Königin Elisabeth und ihren Töchtern waren auch Herzog Rudolf I. von Sachsen und Herzog Rudolf III. von Österreich anwesend.¹³⁶ Offenbar hatte auch König Albrecht geplant, der Weihe beizuwohnen, erreichte

133 Vgl. FUB Nr. 162, § 8, S. 74.

134 Vgl. Stobbe, Geschichte Friedbergs, S. 166.

135 Vgl. Seeliger, Hartmut: Die Stadtkirche in Friedberg in Hessen. Ein Beitrag zur Geschichte der gotischen Baukunst in Hessen und am Mittelrhein, Darmstadt 1962, S. 4.

136 Vgl. FUB Nr. 161, S. 71-72, hier S. 72.

Friedberg aber erst nach dem Abschluss der Feierlichkeiten.¹³⁷ Diese bedeutenden Personen waren zuvor auf einem Hoftag in Fulda und somit ohnehin in der Nähe.¹³⁸

Zwei Jahre nach der Hochaltarweihe bestätigte Erzbischof Matthias von Mainz die Abtrennung der Stadtkirche von der Burgkapelle.¹³⁹ 1314 jedoch schenkte Kaiser Ludwig der Bayer das Patronatsrecht der Liebfrauenkirche an Kloster Rupertsberg in der Nähe von Bingen¹⁴⁰ und vier Jahre später belehnte er auch Wigand von Buches mit dem Patronatsrecht,¹⁴¹ vermutlich aus politischen Gründen. Denn die von Buches (Büches) waren eine Friedberger Burgmannenfamilie und Wigand selbst ist für 1310 sogar als Burggraf bezeugt.¹⁴² Kloster Rupertsberg beschwerte sich bei Ludwig über die doppelte Vergabe des Patronatsrechts und auf sein Bitten hin verzichtete Wigand auf dieses Lehen.¹⁴³ 1324 erwirkten die Benediktinerinnen die Inkorporation der Stadtkirche und damit konnte der Friedberger Pfarrer jederzeit durch das Kloster Rupertsberg abberufen oder ersetzt werden.¹⁴⁴ Doch auch

137 Vgl. RIplus Regg. EB Mainz 1,1 n. 900 (Gerhard II., 26. Juni 1306, o.O.), in: Regesta Imperii Online, URL: <<www.regesta-imperii.de/id/e98a23af-8b00-4cc0-a97f-be3c4fb577b3>> (Zugriff am 01.02.2018).

138 Vgl. Götz, Stadtkirche, S. 98.

139 Vgl. RIplus Regg. EB Mainz 1,1 n. 1170 (Peter von Aspelt, 30. Mai 1308, Mainz), in: Regesta Imperii Online, URL: <<www.regesta-imperii.de/id/adeb3f88-9acd-474d-ae2-651577fe725d>> (Zugriff am 01.02.2018).

140 Vgl. FUB Nr. 205, S. 89.

141 Vgl. FUB Nr. 219, S. 94-95.

142 Vgl. Schilp, Reichsburg Friedberg, S. 68 und 88.

143 Vgl. Heitzenröder, Reichsstädte, S. 51.

144 Vgl. Stobbe, Geschichte Friedbergs, S. 167.

dieser Einflussverlust wurde durch Einkünfte aus Handel und Gewerbe der Stadt kompensiert. 1332 verlängerte Kaiser Ludwig die beiden Friedberger Messen von 8 auf 14 Tage.¹⁴⁵ Zusammen mit den Messen in Frankfurt gab es in der Wetterau damit vier aufeinanderfolgende Märkte im Jahr.¹⁴⁶ Die Verlängerung der Messen ist eindeutiges Indiz für den wirtschaftlichen Zenit der Stadt zu dieser Zeit. Auch die Burg war durch die Abgaben, die die Stadt an sie zu leisten hatte, finanziell abgesichert.

Die konträren Raumwahrnehmungen und -vorstellungen von Burg und Stadt verstärkten den nachbarschaftlichen Dualismus. So etwa beschwerten sich die Burgmannen bei Kaiser Ludwig dem Bayern darüber, dass die Katharinenkapelle den freien Blick von der Burg auf die Stadt versperren würde, sodass dieser 1332 den Abriss der Kapelle und den Wiederaufbau anderenorts anordnete.¹⁴⁷ Die Katharinenkapelle befand sich gegenüber dem südlichen Burgtor auf der Breiten Straße und bildete so einen optischen Schlusspunkt, der vermutlich

145 Die Friedberger Messen finden nach Walpurgis (1. Mai) und nach Michaelis (29. September) statt, vgl. [RI VII] H. 8 n. 251 (Ludwig der Bayer, 3. März 1332, Frankfurt a. Main), in: Regesta Imperii Online, URL: <<www.regesta-imperii.de/id/1332-03-03_1_0_7_8_0_251_251>> (Zugriff am 30.01.2016); Ammann, Messen, S. 202. Zur allgemeinen Entwicklung der Messe vgl. Brühbach, Nils: Die Entstehung und die Frühzeit der Frankfurter Messen. Vom fränkischen Königshof zum „Kaufhaus der Deutschen“, in: Europäische Messen und Märktesysteme in Mittelalter und Neuzeit, hrsg. von Peter Johanek, Köln 1996, S. 143-170, hier: S.160; Rack, Friedberg, S. 90-91.

146 Ammann, Messen, S. 213.

147 Vgl. FUB Nr. 276, § 5, S. 116-117, hier S. 117. Die Formulierung *da chein krieg noh ufloff mere davon geschehen mag* deutet daraufhin, dass der Streit um die Katharinenkapelle ebenfalls eine längere Vorgeschichte gehabt haben könnte.

der Orientierung diene.¹⁴⁸ Ob sich die Burgmannen tatsächlich einen militärischen Vorteil durch den Abriss der Kapelle erhofften, etwa bei einem erneuten Angriff der Bürger, lässt sich heute nicht mehr beantworten. Da die Burg den Abriss der Kapelle allerdings nicht forcierte, kann diese Beschwerde als Hinweis darauf verstanden werden, dass sie versuchte, auch den Raum der Stadt Friedberg nach ihren Vorstellungen zu gestalten.¹⁴⁹ Die Burg scheint jedoch zunächst andere Mittel zur Einflussnahme auf die Stadt genutzt zu haben, denn der Abriss der Kapelle wurde erst über ein Jahrhundert später wieder thematisiert.¹⁵⁰

Im Jahr 1334 verbündete sich die Stadt Friedberg mit den anderen Städten der Wetterau, vermutlich auch um sich vor Übergriffen der Burg zu schützen, wie der sechste Abschnitt der Urkunde zeigt.¹⁵¹ Im selben Jahr schloss sie auch wieder einen Vertrag mit der Burg, der

148 Vgl. Stobbe, Geschichte Friedbergs, S. 170.

149 Einen weiteren Beleg dafür liefert eine Urkunde von 1349 über *die beseitigung eines der burg schädlichen neuen bauwerks*, FUB Nr. 394, S. 174.

150 Im Jahr 1499 forderte die Burg erneut den Abriss der Katharinenkapelle; dies konnte doch durch den Pfarrer Albert von Rosbach verhindert werden, vgl. Freise, Dorothea: Geistliche Spiele in der Stadt des ausgehenden Mittelalters. Frankfurt, Friedberg, Alsfeld, Göttingen 2002, S. 215-216, Anm. 476. Tatsächlich wurde die Kapelle erst 1524 abgerissen, vgl. Stobbe, Geschichte Friedbergs, S. 170.

151 *Were ouch, das man diese dri stede anegriffen, he were wer he were, mit roube adir mit brande adir mit wilchen sachen he si ubirgriffe, wo das die stad, die he ubirgriffen hat, den anirn zwein stedin k ündiget mit irm brieft, wer der adir die sin, die sie geschedet han, sa sullint die stede nach deme adir nach den stein, glichirwiz alz ob in der schade selbir were geschehen, wan ez uz wirt getragen, alz den andirn artikiln dieser brieft set geschrebin.* FUB Nr. 294, § 6, S. 125-127, hier S. 126.

sich auf Regelungen des Sühnebriefs bezog,¹⁵² denn offenbar war es in den Zwischenjahren zu weiteren Konflikten gekommen.

1347 gelangte die Burgmannschaft anscheinend an einen größeren Geldbetrag und ließ den Adolfsturm errichten.¹⁵³ Der Bergfried war zu dieser Zeit das höchste Gebäude der Stadt und hatte damit eindeutig auch eine repräsentative Funktion, denn er überragte auch den noch unvollendeten Bau der Liebfrauenkirche.

Um seinen finanziellen Verpflichtungen des Vertrags von Eltville nachzukommen,¹⁵⁴ verpfändete 1349 Kaiser Karl IV. *Friedwerch die stat mit allen sturen, nutzen, gulten, diensten, zinsen, rehten und gerihten und allen zugeorungen, die daz rich dasselbis hat*¹⁵⁵ an seine politischen Gegner, die Grafen von Schwarzburg und Hohenstein. Mit dieser Formulierung wurden den Pfandherren zwar umfassende Rechte als Vertretung des Reichsoberhauptes zugesprochen, doch die Grafen von Schwarzburg und Hohenstein hatten wohl vor allem finanzielles Interesse an der Stadt, da Friedberg außerhalb ihrer eigentlichen Herrschaftsgebiete lag.¹⁵⁶ So huldigten die Friedberger Bürger zunächst sowohl dem Kaiser als auch den Pfandherren. Einstweilen hatten die

152 Vgl. FUB Nr. 295, S. 127-129.

153 Der Name des Adolfsturms geht angeblich auf die Geiselnahme von Graf Adolf von Nassau durch die Friedberger Burgmannen während eines Scharmützels am Alzenköppel bei Schwalheim zurück. Ein Beleg für das Gefecht sowie für die Lösegeldzahlung fehlt jedoch in der detaillierten nassauischen Überlieferung.

154 Vgl. Stobbe, Geschichte Friedbergs, S. 204.

155 FUB Nr. 390, S. 172-173, hier S. 172. Die Stadt wurde trotz einer Unpfändbarkeitsgarantie von 1337 verpfändet, vgl. FUB Nr. 310, S. 134.

156 Vgl. hierzu und im Folgenden: Schilp, Reichsburg Friedberg, S. 134.

Verpfändungen keine negativen Auswirkungen auf die finanzielle Stärke der Stadt und so wurden 1370 die letzte Joche der Liebfrauenkirche fertiggestellt. Ursprünglich sollten darüber die Kirchtürme gebaut werden, doch „die wirtschaftliche Situation und der machtpolitische Höhepunkt der Städtebünde dieser Zeit schienen noch Größeres möglich und wünschenswert zu machen.“¹⁵⁷ So wurde 1380 mit dem Bau einer gewaltigen Doppelturmanlage begonnen.

Die Verlängerung der Friedberger Messe im Jahr 1373 durch Karl IV.¹⁵⁸ kann als erste Reaktion auf die Stagnation der wirtschaftlichen Entwicklung der Stadt verstanden werden.¹⁵⁹ Denn eine allgemeine Wirtschaftskrise und die nachlassende Konjunktur des Tuchgewerbes führte bis zum Ende des 14. Jahrhunderts zu einem Verlust der wirtschaftliche Stärke der Stadt und die Friedberger Messen verloren „vollkommen ihre überregionale Bedeutung und sanken auf das Niveau eines örtlichen Marktes mit bescheidenem Einfluss auf die Wirtschaftsstruktur des näheren Umlandes zurück.“¹⁶⁰ Ein schwerer Stadtbrand im Jahr 1383 scheint die wirtschaftliche Situation zusätzlich stark verschlechtert zu haben. Dies belegen zwei Gesuche der Stadt an

157 Stobbe, *Geschichte Friedbergs*, S. 166. 1340, 1344 und 1349 hatte die Stadt Friedberg erneut Bündnisse mit den anderen Reichsstädten der Wetterau geschlossen, vgl. FUB Nr. 325, S. 140; Nr. 344, S. 146-147; Nr. 405, S. 181.

158 Karl IV. gestattet der Stadt auch, Geleit zu geben und Abgaben auf Kaufmannsgüter zu erheben und schafft damit weitere Einnahmequellen, vgl. FUB Nr. 570, S. 268-269.

159 Vgl. hierzu und im Folgenden: Schilp, *Reichsburg Friedberg*, S. 195.

160 Heitzenröder, *Reichsstädte*, S. 20.

König Wenzel 1389¹⁶¹ und 1392¹⁶², in denen sich die Bürger beklagten, die Stadt sei mit *manigfeldigen schulden beladin*.¹⁶³ Neben Krieg und Niederlage gaben die Bürger als Grund für die Verschuldung vor allem den Brand an.¹⁶⁴

Nichtsdestotrotz sollte der Bau der Liebfrauenkirche abgeschlossen werden. Dies führte offenbar zu weiteren Streitigkeiten zwischen Burg und Stadt. Denn 1399 gebot König Wenzel der Stadt, mit der Burg in Frieden zu leben, bis Erzbischof Johannes von Mainz schlichten könne.¹⁶⁵ 1403 beschwerte sich die Burgmannschaft beim König über die geplante Doppelturmanlage.¹⁶⁶ Die geplante Höhe der Türme würde Einsicht in das Burggelände und im Konfliktfall den Beschuss der Burg ermöglichen.¹⁶⁷ Ausschlaggebender war jedoch vermutlich die Befürchtung, dass die Turmanlage „ein Übergewicht der Stadt in der Höhe der Bauten und damit ein symbolisches Ungleichgewicht im Erscheinungsbild von Burg und Stadt“¹⁶⁸ bedeutet hätte. König Ruprecht entsprach dem Anliegen der Burgmannen und untersagte eine

161 Vgl. FUB Nr. 691, S. 393-401.

162 Vgl. FUB Nr. 712, S. 431-436.

163 Vgl. FUB Nr. 691, S. 393-401, hier S. 394.

164 Vgl. Schilp, Reichsburg Friedberg, S. 195.

165 Vgl. FUB Nr. 767, S. 487.

166 Vgl. FUB Nr. 792, S. 524-528.

167 Vgl. Stobbe, Geschichte Friedbergs, S. 166-167.

168 Ebenda, S. 167.

planmäßige Fertigstellung.¹⁶⁹ Lediglich der Nordturm durfte weitergebaut werden, allerdings nur aus Holz. Der Weiterbau des Südwestturms wurde komplett untersagt.

Das von den Burgmannen befürchtete symbolische Ungleichgewicht spiegelt sich auch in den bildlichen Darstellungen Friedbergs wider. So etwa in der wohl bekanntesten Abbildung Friedbergs, dem Kupferstich von Matthäus Merian dem Älteren, der 1646 in der „Topographia Hassiae et Regionum Vicinarum“ erschien (vgl. Abb. 2)¹⁷⁰. Merian selbst war allerdings nie vor Ort, sondern stützte sich bei seinem Werk auf eine Radierung Wilhelm Dillichs (vgl. Abb. 3)¹⁷¹ von 1605.¹⁷²

169 Vgl. FUB Nr. 840, S. 574-579.

170 Merian, Matthäus: Kupferstich von Burg und Stadt Friedberg von Nordosten, 1646, in: Landesgeschichtliches Informationssystem Hessen, Historische Ortsansichten, Nr. 2703, URL: <<www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/oa/id/2703>> (Zugriff am 01.02.2018).

171 Dilich, Wilhelm: Radierung von Burg und Stadt Friedberg von Nordosten, 1605, in: Landesgeschichtliches Informationssystem Hessen, Historische Ortsansichten, Nr. 1342, URL: <<www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/oa/id/1342>> (Zugriff am 01.02.2018).

172 Vgl. Kögler, Johannes: Das Bild Friedbergs: Selbstdarstellungen, Pläne und Detailansichten vom 16. bis 20. Jahrhundert, in: Friedberg in Hessen. Die Geschichte der Stadt, Bd. 1: Von den Anfängen bis zur Reformation, hrsg. von Michael Keller im Auftrag des Friedberger Geschichtsvereins und der Stadt Friedberg, Friedberg 1997, S. 247-328, hier S. 266-267.



Abb. 2: Merian, Matthaeus: Kupferstich von Burg und Stadt Friedberg von Nordosten, 1646.



Abb. 3: Dilich, Wilhelm: Radierung von Burg und Stadt Friedberg von Nordosten, 1605.

Beide Darstellungen sind dabei jedoch als freie, künstlerische Werke zu betrachten,¹⁷³ deren Aussage nicht mit den realen Bedingungen übereinstimmen mussten.¹⁷⁴ Durch die Überlängung der markantesten Bauwerke – Adolfsturm, Liebfrauenkirche und Stadtkapelle – werden die Charakteristika Friedbergs betont. Burg und Stadt erscheinen als Einheit, die Selbständigkeit beider Territorien wurde nicht berücksichtigt.¹⁷⁵ Dennoch scheinen die Türme der Liebfrauenkirche den Adolfsturm zu überragen, obwohl die erhöhte Lage der Burg aus der gewählten Perspektive den Adolfsturm als das höhere Bauwerk zeigen müsste. Diese Abweichungen von den tatsächlichen Höhenverhältnissen lässt sich auf ältere Darstellungen Friedbergs zurückführen, die meist vom städtischen Rat in Auftrag gegeben wurden und vermutlich daher die Liebfrauenkirche besonders zur Geltung brachten.¹⁷⁶

173 Neben der Darstellungsperspektive spricht dafür vor allem die Darstellung eines Turmes als Teil der Stadtmauer am linken Bildrand. Dort befand sich jedoch das Fauerbacher Tor. Die Ergänzung des Turmes nahm Dillich wohl aus kompositorischen Gründen vor. Dadurch entsteht ein Gleichgewicht mit der am rechten Bildrand sichtbaren Straßheimer Warte, vgl. Kögler, Bild Friedbergs, S. 263.

174 Vgl. Hermann, Fritz Heinrich: Friedberg in alten Ansichten. Versuch einer topographischen Auswertung, in: Wetterauer Geschichtsblätter. Beiträge zur Geschichte und Landeskunde, Bd. 15, hrsg. im Auftrag des Friedberger Geschichtsvereins, des Heimatvereins Bad Nauheim und des Geschichtsvereins für Butzbach und Umgebung, Friedberg 1966, S. 73-107, hier S. 92.

175 Vgl. Kögler, Bild Friedbergs, S. 262-263.

176 Vgl. Hermann, Ansichten, S. 89 und 92.

Die konträren Raumwahrnehmungen und -vorstellungen von Burg und Stadt haben die Gestaltung des Raums Friedberg beeinflusst. Insbesondere die Baugeschichte der Liebfrauenkirche – von der zweiten Hälfte des 13. bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts – spiegelt den Willen zur Repräsentation auf Seiten der Stadt wider. Die Liebfrauenkirche als Repräsentationsraum sollte für die Stärke und die Unabhängigkeit der Stadt stehen, die für lange Zeit durch die florierende Wirtschaft gesichert schien. Die Burg auf der anderen Seite verteidigte ihre vorrangige Stellung gegenüber der Stadt und versuchte das Erscheinungsbild des Raums Friedberg zu dominieren, etwa durch die Errichtung des Adolfsturms und des erwirkten Verbots des planmäßigen Baus der Doppelturmanlage. Auch nutzte die Burg ihren politischen Einfluss, um die Stadt in ihrem Sinne zu gestalten, wie der Abriss von städtischen Gebäuden belegt. Die Privilegien, mit denen Burg und Stadt ausgestattet wurden und die Verträge, die geschlossen wurden, insbesondere der Sühnebrief, sollten die Konflikte zwischen Burg und Stadt Friedberg befrieden, jedoch steigerten diese Maßnahmen den nachbarschaftlichen Dualismus zunehmend.

5. Raumaneignung: Der Niedergang der Stadt Friedberg

Raumaneignungen, also Aneignungen bereits konstituierter Räume durch unterschiedliche Akteure, können den ‚gemachten‘ Raum verändern oder sogar auflösen. Damit sind Raumaneignungen eine andere

Art räumlicher Dynamik, wie Susanne Rau ausführt.¹⁷⁷ Für den Raum Friedberg lässt sich eine prozessuale Aneignung der Stadt durch die Burg feststellen. Wie bereits gezeigt, wurde die Stadt Friedberg anfänglich als selbständiges und von der Burg unabhängiges Territorium gegründet. Sie entwickelte sich im Laufe der Zeit zu einer wirtschaftlich erfolgreichen Reichsstadt, bevor in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts etappenweise mit steigender Verschuldung der Niedergang der Stadt Friedberg einsetzte.

1397 gestattete König Wenzel der Stadt Friedberg die Erhebung von Sondersteuern auf Wein und Bier und verbot der Burgbesatzung, Wein zu verschenken.¹⁷⁸ Mit diesen zusätzlichen Einnahmen hoffte die Stadt, entstandene Schulden tilgen zu können. In einem Privileg von 1397 nennt König Wenzel die Gründe für den Niedergang der Stadt:

„wanne unsere und des reichs burgere und stat zu Fridberg von unfride und krieges wegen, als sie mit nyderlage und prande groblich beschediget sein, swerlichen verdorben sind, also daz dieselbe stat zu Fridberg wuste wirdet und gantzlichen deryndert get, wir helfen ir denn von besundern unseren gnaden; und wann ouch derselben stat tzwene jarmarkte vogangen sind, dovon die wandelunge und geschefte und ouch tzine, rente und nutze, die die burgere in derselben stat gehabt haben, abgeen, also daz die burgere gemeinlichen der stat doselbist, unsere und des reichs liben getrewen, keine nutze und

177 Vgl. hierzu und im Folgenden: Rau, Räume, S. 169.

178 Vgl. FUB Nr. 740, S. 459.

genyesse haben, davon ie stat widerbracht und gebessert werden mochte.“¹⁷⁹

Diese Maßnahme und auch alle weiteren Versuche, den Niedergang der Stadt aufzuhalten, scheinen gescheitert zu sein.¹⁸⁰ Vielmehr lässt sich deutlich eine Beschleunigung dieser Entwicklung feststellen, etwa durch Bevölkerungsverluste infolge von Seuchen und Abwanderung von Bürgern. So begründet König Ruprecht 1410 seinen Schiedsspruch zwischen Burg und Stadt damit, *daz die rechte stad Friedberg an luten von sterbens wegen und suhst als faste abgenommen habe, daz die nit wol mit luten besaczt sii und sich gar nahe noch als vil lute als iczunde da sint in derselben rechten stad wol enthalten mochten*.¹⁸¹

Als Ursache für den rasch fortschreitenden Verfall der Stadt wurde am kaiserlichen Hof in den folgenden Jahren auch und vor allem die Auseinandersetzungen zwischen Burg und Stadt ausgemacht. So versuchte Kaiser Sigismund 1434 mehrmals zwischen Stadt und Burg zu schlichten, jedoch ohne langfristigen Erfolg.¹⁸² 1436 gestattet Graf Heinrich von Schwarzburg der Stadt Friedberg sich neue Käufer für die Pfandschaft zu suchen, *so das wir durch anlegender und trefflicher*

179 Vgl. ebenda.

180 Vgl. hierzu und im Folgenden: Schilp, Reichsburg Friedberg, S. 196-198.

181 Vgl. FUB Nr. 840, S. 574-579, hier S. 575.

182 Im Januar 1434 beauftragte Sigmund den städtischen Rat und im März des selben Jahres die Stadt Frankfurt, vgl. RI XI,2 n. 9937 (Sigmund, 4. Januar 1434, Basel), in: Regesta Imperii Online, URL: <<http://www.regesta-imperii.de/id/1434-01-04_1_0_11_2_0_4128_9937>>; RI XI,2 n. 10131 (Sigmund, 8. März 1434, Basel), in: Regesta Imperii Online, URL: <<www.regesta-imperii.de/id/1434-03-08_3_0_11_2_0_4333_10131>> (Zugriff am 01.02.2018).

sache willen, darvone die stat Fridberg mercklichen abenympt und virgen-
glichen wirdet.¹⁸³ Doch auch der Verkauf der Pfandschaft an den Mainzer
Erzbischof Dietrich, Gottfried von Eppstein, Eberhard von Eppstein-
Königstein, Dieter von Ilsenburg-Büdingen und die Stadt Frankfurt
konnte die wirtschaftliche Lage der Stadt nicht verbessern.¹⁸⁴

Irrtümlich wurde die Burg Friedberg bei der kaiserlichen Bestätigung
des Verkaufs der Pfandschaft an Kurmainz miteinbezogen.¹⁸⁵ Darauf-
hin verlangte der Mainzer Erzbischof Huldigungen von den Friedber-
ger Burgmannen. Dieser Anspruch wurde von Kaiser Sigmund bestä-
tigt und so forderte er die Burgmannen zu Gehorsam gegenüber dem
Erzbischof auf.¹⁸⁶ Auch spätere Versuche Friedrichs III., eine Einigung
in diesem Konflikt zwischen der Burg und dem Erzbischof zu erzie-
len, scheiterten.¹⁸⁷ So wandte sich die Burg an den Pfalzgrafen, der
„Lehnsherr zahlreicher Grafengeschlechter im Raum des heutigen
Hessen“¹⁸⁸ war, und stellte sich 1441 unter die Schirmherrschaft der

183 Vgl. die Wiedergabe der Urkunde: HStAD, A 3, 111/493 (5. Oktober 1436), in:
Schilp, Reichsburg Friedberg, S. 196, Anm. 195.

184 Zur Bekanntmachung des Verkaufs gegenüber der Stadt vgl. Schilp, Reichs-
burg Friedberg,
S. 135, Anm. 49, Verweis auf HStAD, A 3, 111/498 (31. Januar 1437).

185 Vgl. hierzu und im Folgenden: Stobbe, Geschichte Friedbergs, S. 210-212.

186 Vgl. RI XI,2 n. 11534 (Sigmund, 25. November 1436, Prag), in: Regesta Imperii
Online, URL: <<http://www.regesta-imperii.de/id/1436-11-25_2_0_11_2_0_5830_11534>> (Zugriff am 01.02.2018).

187 Vgl. hierzu etwa: [RI XIII] H. 4 n. 11 (Friedrich III., 26. Juni 1441, Wien), in:
Regesta Imperii Online, URL: <<www.regesta-imperii.de/id/1441-06-26_1_0_13_4_0_9581_11>>; [RI XIII] H. 25 n. 8 (Friedrich III., 26. Juni 1441,
Wien), in: Regesta Imperii Online, URL: <<www.regesta-imperii.de/id/1441-06-26_3_0_13_25_0_8_8>> (Zugriff am 01.02.2018).

188 Stobbe, Friedberg im Spätmittelalter, S. 170.

Kurpfalz. Als Gegenleistung für diesen Schutz gewährten die Burgmannen mit dem sogenannten Öffnungstraktat dem Pfalzgrafen das Öffnungsrecht für die Burg Friedberg.¹⁸⁹ Die Burgmannen nutzen den Einfluss des Adligen Sechlers für ihre Zwecke, dies zeigt eine Urkunde aus dem Jahr 1441. Daraus geht hervor, dass Burg und Stadt Friedberg „wegen der Pfandschaft Friedberg geleisteten Huldigung sowie wegen anderer Streitigkeiten in Zwietracht geraten [seien]“¹⁹⁰ und Friedrich III. aufgrund der Berichte des Adligen Sechlers zugunsten der Burgmannen entschied, den Erzbischof von Trier statt den Erzbischof von Mainz als Schlichter einzusetzen.

Friedrich III. war 1442 der letzte König, der in Friedberg weilte, danach bot die zunehmend in Bedeutungslosigkeit versinkende Stadt wohl keinen Anlass mehr zu Besuchen.¹⁹¹ Die Burgmannen standen jedoch weiterhin in direktem und persönlichem Kontakt zum Kaiser.¹⁹² Die Ausmaße, welche die Schulden der Stadt Friedberg in dieser Zeit angenommen hatten, zeigen Klagen der Gläubiger darüber, dass die Stadt nicht mehr dazu in der Lage war, den finanziellen Ver-

189 Vgl. hierzu und zum Inhalt des Öffnungs-Traktats: Stobbe, *Friedberg im Spätmittelalter*, S. 171-173.

190 Vgl. [RI XIII] H. 8 n. 9 (Friedrich III., 14. Januar 1442, Rein), in: *Regesta Imperii Online*, URL: <<www.regesta-imperii.de/id/1442-01-14_3_0_13_8_0_12017_9>> (Zugriff am 01.02.2018).

191 Vgl. hierzu und im Folgenden: Rack, *Friedberg*, S. 97.

192 So etwa lädt 1461 Friedrich III. Friedberg zu einem Tag seiner Hauptleute nach Nürnberg, vgl. [RI XIII] H. 4 n. 335 (Friedrich III., etwa 18 Juli 1461, o.O.), in: *Regesta Imperii Online*, URL: <<www.regesta-imperii.de/id/1461-07-18_5_0_13_4_0_9905_335>> (Zugriff am 01.02.2018).

pflichtungen nachzukommen, die aus ihrer Pfandschaft resultierten.¹⁹³ 1444 bat sie die Stadt Frankfurt um eine Aussetzung der Rückzahlungen, die unter Aufrechterhaltung der Forderungen gewährt wurde.¹⁹⁴ Die Stadt erhielt sogar einen Kredit über 500 Gulden, um die Frankfurter Messe besuchen zu können. 1447 erlitt die Stadt Friedberg durch einen weiteren Brand schwere Verluste, die den wirtschaftlichen Niedergang noch verstärkten.¹⁹⁵ Der Mainzer Erzbischof musste erkennen, dass die Friedberger Pfandschaft „weder territorialpolitische Erwartungen erfüllte noch wirtschaftliche Vorteile erreicht wurden.“¹⁹⁶ Daher verkaufte er 1455 der Burg Friedberg seinen Teil der Pfandschaft.¹⁹⁷ Die Burg übernahm auch die Steuerschulden der Stadt, sodass die Stadt nun zwar nicht mehr gegenüber dem Erzbischof, dafür aber gegenüber der Burg hochverschuldet war. Der Burg stand nun neben Teilen des Ungelds, Zöllen, Gerichtsfällen usw. auch der fünfte Teil der jährlichen Steuern der Stadt zu. 1454 klagte

193 Bereits 1440 ermahnte der Adlige Sechser die Stadt, ihre Schulden gegenüber der Stadt Frankfurt zu begleichen, vgl. Schilp, Reichsburg Friedberg, S. 196, Anm. 196, Verweis auf RS N 1489. Auch 1455 beklagt sich der Mainzer Erzbischof, dass die Stadt seit 1440 keine Zahlungen an ihn mehr geleistet hat, vgl. ebenda, S. 136, Anm. 59, Verweis auf HStAD, A 3, 111/549 (11. November 1455); HStAD, F 3, 1/15 (Konvolut 8), Burg Friedberg.

194 Vgl. Schilp, Reichsburg Friedberg, S. 196, Anm. 197, Verweis auf RS I 4107 Bl. 1.

195 Zum Stadtbrand 1447 und zu den Hintergründen der Brandstiftung durch Hans Wallbrunn vgl. Stobbe, Friedberg im Spätmittelalter, S. 119-124.

196 Schilp, Reichsburg Friedberg, S. 136.

197 Vgl. ebenda, S. 136, Anm. 61, Verweis auf HStAD, A 3, 111/550 (14. November 1455/I)

der städtische Rat über die Verarmung der Stadt, die so weit fortgeschritten war, dass Mauern, Gräben, Türme, Zäune, Wege und Brücken nicht mehr instand gehalten werden konnten. In Folge von Steuererhöhungen kam es sogar zu Aufständen der Friedberger Bürger gegen den Rat.¹⁹⁸

Parallel zum Niedergang der Stadt gewann die Burg zunehmend an politischer Macht und blieb „ein handlungsfähiger und gewichtiger Faktor in der Territorial- und Reichspolitik.“¹⁹⁹ Die Besatzung der Burg zählte bis zum Ende des 14. Jahrhunderts etwa 100 Mitglieder und so übertraf ihre Bedeutung und Stärke auch die übrigen Ritterkorporationen der Wetterau.²⁰⁰ Die Burg Friedberg gewann in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Landherrschaft im Freigericht Kaichen. 1464 und 1485 gelang es ihr, weitere Teile der städtischen Pfandschaft zu erwerben und so konnte sie ihre übergeordnete Stellung gegenüber der Stadt weiter ausbauen.²⁰¹

Um sich dem Einfluss der Burg und der anderen Pfandherren zu entziehen, versuchte sich die Stadt Friedberg 1481 unter den Schutz von

198 Zu den Hintergründen des Aufstandes vgl. ebenda, S. 190-191.

199 Schwind, Königtum, S. 182.

200 Vgl. hierzu und im Folgenden: Ebenda, S. 182-183. Zu den Burgmannen kamen auch noch die Deutschordenskomture, vgl. hierzu und zu den Familien der Burgbesatzung um 1400 Schilp, Reichsburg Friedberg, S. 47 und 57.

201 Vgl. Schilp, Reichsburg Friedberg, S. 137, Anm. 63, 64 und 65, Verweis auf HStAD, A 3, 111/571 (11. April 1464) und HStAD, A 3, 111/644-645 (8. Mai 1485/I und II).

Landgraf Heinrich III. von Hessen zu stellen – mit ungeahnten Konsequenzen.²⁰² Denn die Burg erzwang die Lösung des Schutzvertrages und 1482 musste der Stadtrat einen sogenannten Verherrungsrevers sowie eine Huldigungsverschreibung gegenüber dem Burggrafen unterzeichnen.²⁰³ Mit dem Verherrungsrevers verpflichtete sich die Stadt dazu, niemals wieder ein Schutzverhältnis mit einem anderen Herrn einzugehen.

Die Burgmannen nutzten diese Vorherrschaft, um die inneren Verhältnisse der Stadt neu zu ordnen.²⁰⁴ So etwa durch eine neue Ratsordnung, mit der entscheidende Vorgänge innerhalb der Stadtverfassung verbindlich auf die faktische Stadtherrschaft der Burg festgelegt wurden.²⁰⁵ Die Vorherrschaft einer reichsunmittelbaren Gewalt über eine andere war eine ungewöhnliche Machtkonstellation, die dennoch durch kaiserliche Bestätigungen legitimiert wurde.²⁰⁶ Die Unterwerfung der Stadt hemmte Handel und Gewerbe. Wollweber, Schneider, Schuhmacher, Schreiner, Metzger, Bäcker, Krämer usw. produzierten nur noch für den Bedarf der Stadt und der unmittelbaren Umgebung. 1535 löste die Burg auch die letzten Teile der Pfandschaft über die Stadt ein und so wurde der Burggraf auch formal der Herr der Stadt

202 Vgl. hierzu und im Folgenden: Stobbe, Friedberg im Spätmittelalter, S. 189.

203 Vgl. HStAD, A 3, 111/627 (22. November 1482/A), abgedr. in: Stobbe, Friedberg im Spätmittelalter, S. 258-260.

204 Vgl. Stobbe, Geschichte Friedbergs, S. 211.

205 Vgl. HStAD, A 3, 111/629 (16. Februar 1483), abgedr. in: Stobbe, Friedberg im Spätmittelalter, S. 252-257.

206 Vgl. hierzu und im Folgenden: Rack, Friedberg, S. 90-91.

Friedberg.²⁰⁷ Damit änderte sich nicht nur die rechtliche Konstitution des Raums Friedberg, sondern auch grundlegend das Verhältnis zwischen Burg und Stadt.

Susanne Rau spricht bei einer solchen Rauman eignung von einer devianten Nutzung des Raums.²⁰⁸ Die Aneignung der Stadt durch die Burg Friedberg als eine neue Art der Nutzung des Raums widerspricht grundlegend einer nachbarschaftlichen Beziehung, so konfliktreich dieses Verhältnis auch in den Jahrhunderten nach der Gründung war. Diese Aneignung der Burg wurde von verschiedenen anderen Akteuren vorbereitet, die meist selbst versuchten, die Stadt an sich zu binden. Die Stadt Friedberg stand im Spannungsfeld der Hegemonialbereiche von zunächst Kurmainz und der Kurpfalz und später von der Landgrafschaft Hessen und der Kurpfalz.²⁰⁹ Parallel zum etappenweisen Niedergang der Stadt gewann die Burg zunehmend an politischer Macht und konnte so die Stadt unter ihre Kontrolle bringen.²¹⁰

207 Vgl. Schilp, Reichsburg Friedberg, S. 137, Anm. 65, Verweis auf HStAD, F 3, 1/15 (Konvolut 8).

208 Vgl. hierzu und im Folgenden: Rau, Räume, S. 184-186.

209 Vgl. Stobbe, Geschichte Friedbergs, S. 209. Zu den territorialpolitischen Hintergründen vgl. Stobbe, Friedberg im Spätmittelalter, S. 178-188.

210 Vgl. Zuch, Burg und Stadt, S. 82.

6. Fazit

Die Untersuchung der Entwicklung von Burg und Stadt Friedberg im Hinblick auf die historische Raumforschung hat ergeben, dass die Beziehung zwischen diesen beiden Akteuren als nachbarschaftliches Verhältnis einen maßgebenden Faktor innerhalb der machtpolitischen Konflikte darstellt. Der Dualismus zwischen Burg und Stadt begründete sich umso mehr durch die räumliche Nähe und weniger durch die Auseinandersetzungen zwischen Adel und Bürgertum, wie es sie auch anderenorts gab. Die Entwicklung, Erweiterung und Veränderung des Raums Friedberg im Laufe der Jahrhunderte können auf die machtpolitischen Konflikte zwischen Burg und Stadt, die sich nicht zuletzt aus den engen Verflechtungen ergaben, zurückgeführt werden. Der Repräsentationswunsch dieser beiden Akteure führte zu baulichen Veränderungen des Raums Friedberg, die den nachbarschaftlichen Dualismus widerspiegeln.

Mit der Übernahme der Stadtherrschaft durch die Burg wurde der Grundstein für die Entwicklung von der Frühen Neuzeit bis hin in die Moderne gelegt, in deren Folge der Raum Friedberg zu der Stadt wurde, die sie heute ist – eine verfassungsrechtliche Einheit mit dem Adolfssturm als unumstrittenes Wahrzeichen. Nur noch die ewig unvollendeten Türme der Liebfrauenkirche erinnern heute noch an die konfliktreiche Vergangenheit dieser Nachbarschaft von Burg und Stadt Friedberg.

„Neighbour or yet a stranger“ – Transformation des Nachbarschaftsaspekts vor und nach dem großen Brand in London 1666

Timo Mohr

1. Einleitung

London - die Hauptstadt des britischen Königreiches. Der Name London, ursprünglich nur bestimmt für die 1,12 Quadratmeilen große, mittelalterliche Umgrenzung und erst seit dem 19. Jahrhundert auch der Name für den wachsenden Stadtbereich um diesen Kern. London - eine wichtige Metropole für Kunst und Kultur, für den Geldmarkt, für den Tourismus und noch vieles mehr. Darüber hinaus zentriert sich an diesem Punkt der Erde eine außerordentlich große Anzahl an Kulturen und Sprachen. Über dreihundert Sprachen werden im Bereich des „Greater London“ gesprochen.¹ Deren Sprecher leben in nachbarschaftlichen Verhältnissen zusammen und bilden somit die Bevölkerung von London. Dabei ist Nachbarschaft in der Metropole London nicht nur ein Thema des 21. Jahrhunderts.

1 Sämtliche genannten Angaben sind unter folgendem Online-Link zu finden: <http://ukpopulation2016.com/population-of-london-in-2016.html> [01.10.2016].

Um den Aspekt der Nachbarschaft zu betrachten, wird jener mit dem Begriff des Raumes in Verbindung gesetzt. Raum wird in diesem Rahmen sowohl als materiell greifbar, wie zum Beispiel ein Haus, als auch nichtmateriell, als sogenannte „mental maps“ der Bewohner der Stadt verstanden. Susanne Raus Monographie beschäftigt sich mit ebendiesem Begriff des Raumes.² Die Nachbarschaft wie auch der Raum unterliegen ständig einer Transformation. Räume verändern sich unter dem Einfluss der Menschen. Diese Raumdynamiken machen materielle Veränderungen ebenso möglich wie virtuelle Veränderungen der Bewohner bzw. Nachbarn.

Die von Rau vorgestellten Raumpraktiken werden am Beispiel Londons um das Jahr 1666 angewendet. Die Frage des Aufsatzes ist, inwiefern die Brandkatastrophe von London im Jahr 1666 den Prozess der Stadtentwicklung beschleunigte und zu einer Entfremdung des Nachbarschaftsaspektes beitrug. Da bei diesem Thema der Nachbarschaft eine räumliche Nähe gegeben ist, bietet es sich an, den geschichtlichen Kontext Londons mit Susanne Raus Punkten in Verbindung zu bringen.

2. Quellenlage

Im zeitlichen Rahmen des 17. und des 18. Jahrhunderts sind viele Tagebücher, die über das alltägliche Leben berichten, vorhanden. Im

² Susanne Rau, *Räume, Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen*, Frankfurt am Main 2013.

vorliegenden Artikel werden davon zwei rezipiert.³ Eines davon wird hier besondere Beachtung finden. Die Aufzeichnungen von Samuel Pepys aus dem 17. Jahrhundert zeigen einerseits das alltägliche Leben eines Mitglieds der reicheren Bevölkerungsschicht und liefern dessen Sichtweise auf die Geschehnisse und ragen andererseits durch dessen Fähigkeit zum Detail und den schieren Umfang heraus.⁴ Helmut Winter urteilt über dieses Werk: „Das Resultat ist ein Tagebuch, in dem sich Individuelles und Gesellschaftliches durchdringen: ein Glücksfall für den Historiker, weil es ehrlicher als Briefe, genauer als nachträglich verfasste Memoiren und mitteilbarer als offizielle Dokumente ist [...].“⁵ Pepys Annalen, in Form eines Tagebuches verfasst, beschreiben die Ereignisse des jeweiligen Tages. „Pepys benutzt seine Aufzeichnungen wie ein Fenster, durch das er die Außenwelt betrachtet.“⁶ Durch das detailgetreue Nacherzählen auch kleinerer Amtsgeschäfte oder des Brandes im August 1666 erfährt der Leser eine Vielzahl von Einzelheiten aus dem London dieser Zeit.

3 Nach Christoph Heyl, *A Passion for Privacy - Untersuchungen zur Genese der bürgerlichen Privatsphäre in London, 1660-1800*, München 2004, S. 32. Heyl nennt die beiden Autoren dieser Tagebücher: Einmal Samuel Pepys, der andere Autor ist James Boswell, wobei Boswell über das 18. Jahrhundert geschrieben hat. Vergleiche hierbei Christoph Heyl's Analysen zu ebendiesem Thema.

4 Samuel Pepys, *Tagebuch aus dem London des 17. Jahrhunderts*, herausgegeben von Helmut Winter, Stuttgart 1997. Vergleiche auch Heyl, *Privacy*, S. 32.

5 Pepys, *Tagebuch*, S. 486.

6 Pepys, *Tagebuch*, S. 486.

Einen weiteren Faktor, der Beachtung geschenkt werden sollte, ist die Edition von Tagebüchern. Pepys, als englischer Schreiber, vermittelt durch das Original – sein Tagebuch – den schriftstellerischen Geist des 17. Jahrhunderts. Wortwitz, Syntax und sprachliche Eigenheiten wurden in den Editionen verändert oder absichtlich verfälscht.⁷

Eine weitere, wertvolle und ebenfalls schriftlich festgehaltene Quellenart ist die der Reisebücher und Benimmbücher. Sei es bei Reisebüchern dem Leser einen Bericht über das bereiste Gebiet zu vermitteln oder bei Benimmbüchern eine große Bandbreite an Lesern zu erreichen um eine gewisse Gepflogenheit bekannt zu machen – die Selbst- und Fremdwahrnehmung wird durch den Autor dem Leser vermittelt.

Reiseberichte helfen, den Blick auf die Dinge zu richten, die für Einheimische zu uninteressant oder ganz einfach schon zur Gewohnheit gewordene Banalitäten waren. Reiseberichte bieten Einblicke in die Alltagswelt oder in die Mentalitäten der zu beschreibenden als auch der schreibenden Menschen. „Ein wichtiger Vortheil, den ein aufmerksamer reisender auf seinen Reisen hat, ist daß er die Thaten Gottes und die Thaten der Menschen besser kennen und verstehen lernet.

⁷ Vergleiche hierzu Heyl, *Privacy*, S. 34f. Heyl verweist hier auf absichtliche Verfälschungen von Pepys Tagebuch. Diese viktorianischen und somit älteren, unverlässliche Angaben sind ein Beispiel dafür.

[...] Er kömt gleichsam in eine andere Welt, alles was er sieht und höret, ist ihm neu, und ein kleiner Umstand ist ihm schon merkwürdig, da er vorher ganze Reihen der Dinge unachtsam vorbey gehen lässt.“⁸

In einer Zeit des Normenwandels schafften Conduct Books Einblicke in die Denk- und Verhaltensabläufe der ihn umgebenden Gesellschaft. Um sich der Umwelt anzupassen, müssen neue Regeln im gestischen und mimischen Umgang erlernt werden. Zugewanderte aus den ländlichen Regionen müssen zuerst in die Verhaltensweisen der Stadt eingeführt werden. Da in der Londoner Großstadt das eigene Auftreten von fremden Personen beurteilt wurde, war man stets bemüht, einen guten ersten Eindruck zu machen.⁹ Mehr noch, mit Hilfe von *conduct books* konnten gestische und mimische Praktiken erlangt werden, die es erlaubten, in eine höhere Schicht wie zum Beispiel die der *gentleman* aufzusteigen.¹⁰ Dieser soziale Aufstieg wurde durch die Lektüre spezieller Fachbücher möglich gemacht. „Information wurde zur Ware, die man – losgelöst von sozialen Zusammenhängen – für Geld erwerben und sich durch Lektüre aneignen konnte.“¹¹

Die letzte Quellengattung, die hier Beachtung finden soll, ist die der Bildmaterialien. Es soll hier bewusst Kartenmaterial englischer Herkunft benutzt werden, um die Selbstwahrnehmung der Erschaffer

8 Georg Wilhelm Alverti, Briefe betreffende den allerneuesten Zustand der Religion und der Wissenschaften in Groß-Brittanien, Band 1, Hannover 1752, S. 330.

9 Heyl, *Privacy*, S. 42.

10 Heyl, *Privacy*, S. 43.

11 Heyl, *Privacy*, S. 45.

dieser Karten zu verdeutlichen. Die teils kraftvolle Gestaltung von Karten- oder Bildmaterialien machen sie zu einer interessanten Quellenart. Dies beschränkt sich nicht nur auf Kartenmaterialien, sondern auch zum Beispiel auf Stadtpläne. Aber auch hier ist Vorsicht geboten. Welche Botschaft das Bild oder der Ersteller vermitteln wollen, ist mitunter nicht immer mit der deckungsgleich, die der Betrachter letztendlich annimmt.¹²

Sämtliche in diesem Aufsatz abgedruckten Karten sind Stadtpläne Londons bzw. stellen einen Bezirk von London dar. Diese Pläne, die aus der Vogelperspektive die verschiedenen Straßen, Plätze und Häuser zeigen, werden mitunter in jahrelanger Arbeit angefertigt. Die letzte abgebildete Karte beispielsweise, die nur einen Ausschnitt von London nach dem Brand 1666 zeigt, wurde von Richard Horwood angefertigt. In einem Brief an den Sekretär der *Society for the Encouragement of Arts, Manufacture and Commerce* bewirbt er seinen Stadtplan und beschreibt den Zeitrahmen, den er für die Herstellung des Planes benötigte: “The execution of it has cost me nine years severe labour and indefatigable perseverance; and these years formed the most valuable part of my life. I took every angle; measured almost every line; and after that, plotted and compared the whole work.”¹³ Neun Jahre

12 Vergleiche Heyl, Privacy, S. 70.

13 Elizabeth Baigent, Richard Horwood’s Map of London: 18th century cartography and the Society of Arts, in: *RSA Journal*, Vol. 142 No. 5455, 1994, hier S. 49-51.

fortwährender Arbeit an einer Stadtkarte bedeutet, diese an die Veränderungen der Stadt, der Häuser und der Straßen anzupassen. Eine falsche, ungenaue Karte ist wertlos für den Benutzer und spiegelt ein früheres Stadium des Objektes wider.

3. *Demographie Londons*

Das London des 18. Jahrhunderts nahm gewiss eine Sonderstellung im Kontext europäischer Hauptstädte ein. Zeitgenössische Beobachter, sowohl Fremde als auch Einheimische, betrachteten London als einen Ort der seinesgleichen suchte. So urteilte beispielsweise ein Reisender aus Deutschland: „In keiner Stadt findet sich eine solche Mannigfaltigkeit von Menschen zusammen [...]“¹⁴

Sir John Fielding ging sogar noch weiter, indem er London mit der antiken Stadt Rom oder Konstantinopel selbst verglich: „This vast circumference will equal that of Constantinople, even according to the largest calculation of it; and the number of souls contained in it, will double that of Paris. Nor is there, nor has there been, a city in Europe, which in both of these respects might compare with it, that of ancient Rome alone excepted.“¹⁵

14 Johann Georg Büsch, *Bemerkungen auf einer Reise durch einen Teil der Vereinigten Niederlande und Englands*, Hamburg, 1786, S.154. Vergleiche ebenfalls Heyl, *Privacy*, S. 79-87.

15 John Sir Fielding, *A Brief Description of the Cities of London and Westminster*, London 1776, S. 5*.

Die tatsächliche Einwohnerzahl Londons lässt sich nicht mit aller Sicherheit nachweisen.¹⁶ Jedoch musste es einen Zuzug vom Lande in die Stadt gegeben haben.¹⁷ London war der Anziehungspunkt der Menschen. Die Hauptstadt unterlag einer ständigen Binnenwanderung. Sie war die einzige Stadt auf der Insel die wegen den enormen Ausmaßen genügend Möglichkeiten zur individuellen Lebensgestaltung bot: „it is observed, that in the most families in England, if there be any son or daughter that excels the rest in beauty or wit, or perhaps courage, or industry, or any other rare quality; London is their north-star, and they are never at rest till they point directly thither.“¹⁸ Das zunehmende Aufeinandertreffen von Zuwanderern in die Stadt führte letztendlich zu einer Transformation der Nachbarschaftsverhältnisse, die man noch heute in modernen Großstädten betrachten kann. Als Fremder unter Gleichen war man mit dem direkten Nachbarn nicht zwangsläufig vertraut. Es wurde nicht mehr als problematisch empfunden, die Straße entlang zu gehen und kein bekanntes Gesicht zu erkennen. Mit dieser Isolierung verschwanden die vormoderne nachbarschaftlichen Strukturen des Zusammenlebens auf mikro- und makrospezifischer Ebene zunehmend. Die Welt in den eigenen

16 Heyl selbst geht von einem Anstieg der Bevölkerungszahl von ca. 200.000 auf ca. 900.000 (1600-1800) aus. Er verweist hierbei noch auf Schätzungen unter anderem von Wendeborn (Beyträge. S. 185-187), der von 750.000 Personen ausging und auf Lorenzo Magalotti (Lorenzo Magalotti, Travels of Cosmo the Third, Grand Duke of Tuscany, through England, London 1821, S. 396), der im späten 17. Jahrhundert schon von 450.000 Personen ausging.

17 Vergleiche dazu Heyl, Privacy, S. 80.

18 Fielding, Description, S. 12*.

vier Wänden und die Geschehnisse außerhalb drifteten immer mehr auseinander. Johanna Schopenhauer kommentierte dazu passend: „Schwer ist’s in dieser ungeheuren Stadt sich ganz zu Hause zu finden. Zwar lebt es sich zwischen den vertrauten vier Wänden hier, wie überall, heimisch; doch kaum setzt man den Fuß auf die Straße, so ist man in einer unbekanntem Welt, in der Fremde, und hätte man auch ein Menschenleben in London zugebracht. Das rastlose Treiben einer Million Menschen, auf einem verhältnismäßig immer kleinen Punkte, reißt unaufhaltsam alles mit sich fort, indem es zugleich alles trennt.“¹⁹

Natürlich ist der stete Zustrom von Menschen nicht der einzige Grund für einen Wandel der Gegebenheiten. Heyl macht die middle class, verbunden mit den politischen Rahmenbedingungen ebenfalls dafür verantwortlich.²⁰ England besaß im 18. Jahrhundert nicht die autoritäre beziehungsweise absolutistische Führungsgewalt wie beispielsweise Frankreich. Durch die Glorious Revolution von 1688 entwickelten sich Konzepte der religiösen oder politischen Handhabe. Die eigene Unabhängigkeit oder die uneingeschränkte Entschei-

19 Johanna Schopenhauer, *Reise durch England und Schottland*, Band 2, 3. Auflage, Leipzig 1830, S. 83-84.

20 Vergleiche dazu Heyl, *Privacy*, S. 104.

dungsgewalt über sein eigenes Hab und Gut wurde gewahrt. Die Regierung hatte Ansprüche über diese Gegenstände nicht geltend machen dürfen.²¹

Die politische Vertretung der middle class besorgte diese middle class selbst. Vertreter aus der Mittelschicht machten Politik für die eigenen Leute. Die Parlamentsabgeordneten oder die Vertreter der lokalen Verwaltung war die Gruppe von Personen, zu denen die middle classes gehörten. Der Grundstein zur Etablierung der Abschottung von Privatsphäre war somit nicht der autoritäre Staat.²²

Diese Bedingungen waren schlussendlich der Auslöser einer vermehrten Privatisierung des Aspektes der Nachbarschaft. Der große Brand von 1666 war der dazu passende Katalysator um die Veränderungen voranzutreiben. Der Wiederaufbau der Stadt ermöglichte einen sofortigen Wandel im Denkmuster der Menschen. Dies geschah materiell in Form von architektonischen Neuheiten wie auch virtuelle Transformationen der mental maps. Die Entwicklung Londons zur modernen Hauptstadt nahm in dieser Zeit ihren Anfang.

21 Vergleiche Perez Zagorin, *The Court and the Country: the beginning of the English revolution*, London 1969.

22 Vergleiche Heyl, *Privacy*, S. 108.

4. Nachbarschaftliche Strukturen des vormodernen Londons

Die Stadt London vor dem Great Fire ist als ein großes Labyrinth aus Gassen, Straßen, Häusern und Bauwerken zu verstehen.²³ Für den Ortsunkundigen war es ein nahezu unmögliches Unterfangen eine Struktur der Bauweise auszumachen oder einen bestimmten Ort in diesem makroskopischen Gebilde zu finden. Eine Fülle von Punkt- und Wegeräumen waren in London vorhanden. Geschlossene Räume wie Einkaufsläden, Kirchen, Bars oder einfache Wohnhäuser gab es ebenfalls massenhaft. Die Einwohner gestalteten ihre Wohneinrichtung individuell oder dem jeweiligen Gewerbe angepasst. Zur Straße hin gelegene Verkaufsläden wurden mit Symbolen und Waren verziert, die die jeweiligen Verkaufsgegenstände präsentieren sollten. Es gab nahezu keine Vorschriften zur strukturellen Gestaltung der Räume. Die Raumformation also, erlaubte eine individuelle und der näheren Umgebung bzw. dem Raum angepasste Auslegung.

Bemerkenswert ist, dass es noch im 17. Jahrhundert keine Straßenschilder oder Hausnummern gab, die den Raum hätten ersichtlicher machen können. Reisende, die nicht mit den örtlichen Gegebenheiten vertraut waren, hatten es schwer. Im Reisebuch von *Fynes Moryson*

²³ Vergleiche dazu Heyls Anmerkungen zur heute noch erhaltenen baulichen Konstruktion von Häusern und Gassen. Heyl berichtet, dass das markierte Dreieck zwischen Monument, Bank und Leadenhall Market im Bereich der Londoner City immer noch den Zuschnitt der Grundstücke und die Gestalt der Verbindungswege hat, wie es vor dem Great Fire üblich war. Diese Konstruktion blieb auch nach der Zerstörung des 2. Weltkrieges noch beinahe unverändert erhalten. Vergleiche Heyl, *Privacy*, S. 111.

wird als Hinweis angegeben, dass ein Ortsfremder sich auf einen der geographisch höchsten Punkte begeben solle, um sich mit der Lage der Stadt und deren auffälligsten Gebäude vertraut zu machen. Notfalls solle dieser Fremde eine Zeichnung zur Orientierung anlegen: „When he will obserue the scituation of any City, let him (if he may without ielousie of the Inhabitants,) first climbe one of the highest steeples, where hauing taken the generall scituation of the City, [...], and this he may obserue publikely onely with his eyes, for auoiding of ielousie, and after, being retired of his Inne, may draw it in paper, if he thinke good.“²⁴

Wer sich nicht als Ortskundiger ausgab und offen nach dem Weg fragte, erregte sofort Argwohn und wurde als ein Außenseiter betrachtet.

Nur wenige Häuser im vormodernen London hatten eine architektonische Abgrenzung zu den jeweiligen Nachbarhäusern. Der Gebäudekomplex unterlag ungeplanten Erweiterungen und entwickelte sich immer mehr zu einem verschachtelten Labyrinth von Gässchen, Wohnhäusern und Hinterhöfen. Neuanbauten wurden einfach auf eine bestehende Etage überhängend gebaut. Nicht vorhandene Bauvorschriften führten letztendlich dazu, dass sich die Wohnhäuser ab der zweiten Etage zueinander neigten.

Um in seine eigene Wohnung zu gelangen, konnte es sehr gut sein, dass ein fremdes Grundstück durchquert werden musste. Dennoch

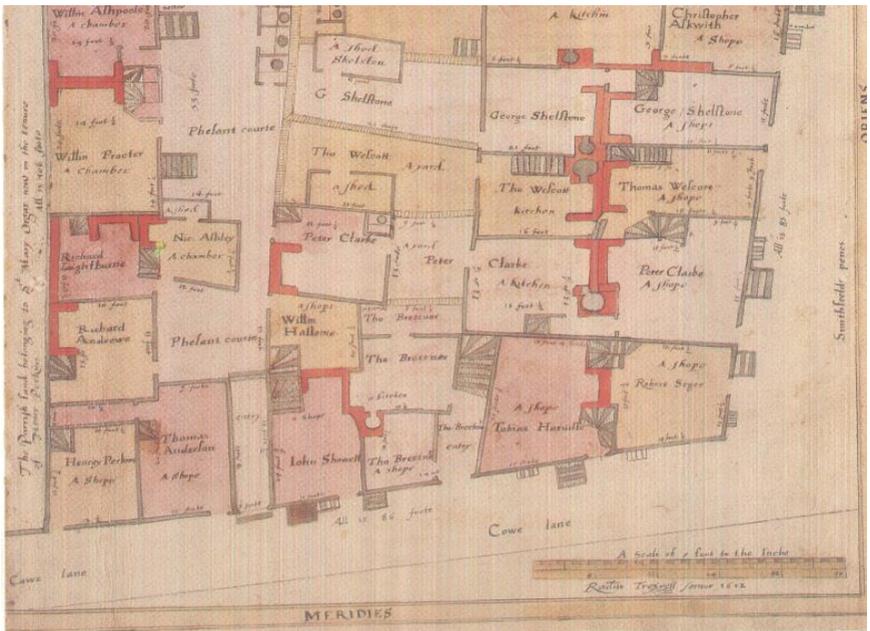
24 Fynes Moryson, An Itinerary London of 1617, Faksimile, New York 1971.

wurde sich in den allermeisten Fällen gegenseitig ein Wegerecht zugesprochen.²⁵ Dieses galt sowohl für Menschen als auch für Tiere. Im ungünstigsten Fall lag ein Stall direkt hinter einem der Wohnräume, so dass die Tiere durch eine Wohnung geführt werden mussten.²⁶ Ein Ortsfremder hatte bei dieser Raumkonstellation selten die Chance, seinen Zielort zu finden, wenn er nicht einen Ortskundigen nach dem Weg fragte. Eine Durchquerung des nachbarschaftlichen Raumes wurde vor 1666 nicht als negatives Verhalten wahrgenommen. Dieses Verhalten schien eine gute Lösung dafür zu sein, den vorhandenen Raum optimal zu nutzen.

²⁵ The London Surveys of Ralph Treswell, bearbeitet von John Schofield, London Topographical Society Publication No. 135, London 1987, S. 25.

²⁶ Treswell, London, S. 26.

„Neighbour or yet a stranger“



5. 90–4 West Smithfield, 28–30 Cow Lane, 1612 (Clothworkers' Company Plan Book, 41)
 Abb. 1: Ralph Treswell, Cow Lane / Smithfield. Clothworkers' Company Plan Book, 1612, fol. 41 r. Clothworkers' Company, Clothworkers' Hall.

Diese räumliche Nähe zu seinen Nachbarn ließ es unmöglich erscheinen, seine Nachbarn nicht zu kennen. Die gegebene Alltagssituation war dafür verantwortlich, dass man auf die Straße ging und bald ein bekanntes Gesicht sah. Zum guten Ton gehörte es, stehenzubleiben und ein Gespräch zu beginnen. Diese Gespräche konnten auch darin enden, dass man zusammen in die nächstgelegene Taverne ging und

ein Frühstück zu sich nahm. In Samuel Pepys Tagebuch wird genau eine solche Situation geschildert.²⁷

Gehörte man der Nachbarschaft an und war ein Teil der Gemeinschaft, half man sich gegenseitig in Notlagen. Auch arme Personen der Gesellschaft wurden unterstützt. Ein „Ale“ war ein solches Mittel der Hilfe. Die in eine finanzielle Notlage geratene Person braute Bier, das von der Nachbarschaft gegen eine Bezahlung getrunken wurde. Der Erlös wurde dann der Person übertragen. In einem Tagebuch von 1663 steht folgendes dazu: „Grace Garard had an Ale, cald neighbors, went to spend monye. I went with them and spent, and I came home to bed and left neighbors and musicke and all.“²⁸

Die Straße war eine räumliche Zone, in der ständig soziale Interaktionen stattfanden. Indem die Bewohner der Straße den ihr zur Verfügung stehenden Raum nahmen, gestalteten sie diesen nach Belieben. Ob materielle bauliche Strukturen oder virtuelle soziale Gebilde – die Akteure erfassten diese und erschufen sie nach Belieben. Nachbarschaft als *sozialer Raum* lässt sich an diesen Beispielen nachweisen.

Natürlich gab es nicht nur freundschaftliche oder positive Verhältnisse. Bedingt durch den engen Raum, benutze man Toiletten oder

27 Siehe dazu, Pepys, Tagebuch, S. 11. Pepys traf zufällig Ralph Greateorex und beide gingen in ein Bierlokal.

28 The Diary of Roger Lowe of Ashto-in-Makerfield, Lancashire, 1663-1674, bearbeitet von William Lewis Sachse, London 1938, S. 45. Ebenfalls zum Thema Ale und lokale Gemeinschaft: Ian W. Archer, *The Pursuit of Stability – Social relations in Elizabethan London*, Cambridge/New York/Melbourne 1991, S. 92.

Hinterhöfe auch gemeinsam. Durch den engen Anbau von Wohnungen und Arbeitsplätzen schrumpfte der private Raum immer mehr. Die Öffentlichkeit nahm am privaten Leben teil. Man konnte sich sicher sein, dass die Nachbarn ebenso über den Hausstand Bescheid wussten, wie man selbst. Gerüchte verbreiteten sich schnell.²⁹

Im vormodernen London forderte die Gesellschaft Transparenz. Die Regelmäßigkeit des Handelns bestand darin, sich selbst durch gegenseitige Beobachtung zu regulieren bzw. sich abzusichern. Wenn man die Leute kannte, wurde ihnen auch in Notlagen geholfen. Selbst im Falle von Krankheit war man faktisch nicht allein. Nachbarn kamen in den privaten Raum und erkundigten sich nach dem Wohlbefinden.³⁰ Die Sicherung der Privatsphäre war nicht eine hohe Priorität der Menschen. Die Öffnung nach außen wurde regelrecht zugelassen. Es war üblich, dass Informationen über die gesamte Nachbarschaft gelangen konnten. Jeder kannte jeden und jeder wusste Bescheid.

Die Nutzung von Räumen wird nach Rau „gesellschaftlich aktiviert“. Ein Raum kann von den jeweiligen Akteuren verschieden benutzt

29 Vergleiche dazu Heyl, *Privacy*, S. 133. Heyl verweist ebenfalls auf Prozessakten die Gerüchte, Beschimpfungen und Klatsch beeinhaltet in Gowing, Laura, *Domestic Dangers: Women, Words and Sex in early modern London*, Oxford 1996 und Helmholz, Richard / Green, Thomas, *Juries, Libel & Justice: The Role of English Juries in Seventeenth- and Eighteenth-Century Trials for Libel and Slander*, Los Angeles 1984.

30 Vergleiche dazu: Ian W. Archer, *Pursuit*, S. 76.

werden. Das zeigt sich ebenfalls am Beispiel Londons. Die Routinetätigkeiten des täglichen Lebens wie Essen, Schlafen und Arbeiten waren noch nicht räumlich aufgeteilt. Ein Zimmer beziehungsweise eine räumliche Einrichtung konnte durchaus unterschiedliche Aufgaben erfüllen. Im Bett beispielsweise wurde geschlafen, gegessen und es wurden auch Gäste empfangen. Samuel Pepys Tagebuch gibt über diesen Aspekt Aufschluss. „My Lord called me to his chamber, he being in bed, and gave me many orders to make for direction for the ships that are left in the Downes.“³¹

Es störte nicht, dass hausfremde Personen einen Blick auf das Bett oder auf die Person im Schlafgewand erhaschen konnten. Arbeit und Erholung fand im selben mikrospezifischen Raum statt.

Die Menschendichte in einem Haus war relativ hoch. Wer es sich leisten konnte, bestellte den Haushalt nicht selbst, sondern bezahlte Diener oder Dienstmädchen für die anfallenden Arbeiten im Haus. Deren Unterkünfte waren teils provisorisch.³² Auch hier fand eine unterschiedliche Raumnutzung in Form von Erholung und Arbeit statt. Es war nahezu nicht möglich, seinen Bediensteten aus dem Weg zu gehen. Ebenfalls entstand eine gewisse Abhängigkeit der Hausherrn gegenüber der Dienerschaft. Ebendiese bestellten den Großteil der anfallenden Hausarbeiten. Fiel eine Arbeitskraft aus, so konnte dies zu

31 Samuel Pepys, *Diary of Samuel Pepys*, S. 126.

32 Vergleiche dazu Heyl, *Privacy*, S.128. So genannte truckle beds, ausklappbare Betten, konnten überall im Haus aufgestellt werden. Lokale Aufteilung von alltäglichen Routineaktivitäten waren noch nicht allzu stark vertreten.

Problemen führen: „Seit ein oder zwei Tagen kann unsere Magd Jane nicht richtig gehen, wir sind fast hilflos ohne sie.“³³

Der vorhandene Raum wurde unter allen Bewohnern des Hauses aufgeteilt. Obwohl es äußerlich ersichtlich war, wer Herr und wer Angestellter ist, konnte das Verhältnis noch als „familiär“ bezeichnet werden. Dies schlägt sich im persönlichen Umgang nieder. Ein Diener wurde von den Nachbarn mit „my friend Dicke“ angesprochen oder mit einem „good even[ing]“ begrüßt.³⁴

Die Familie Pepys sah viele Bedienstete kommen und gehen, aber die Verhältnisse blieben mehrheitlich positiv. So kamen ehemalige Angestellte vorbei und berichteten, wie es ihnen ergangen war, nachdem sie das Haus der Pepys verlassen hatten.³⁵ Das Leben auf engem Raum veränderte den Aspekt der Nachbarschaft schon sehr zum Aspekt der Freundschaft und gegenseitiger Akzeptanz. Der Faktor des gegenseitigen Bekanntheitsgrades führte zu einem engen sozialen Geflecht von Nachbarschaft. Sowohl mikro- wie auch makrospezifisch war die Nachbarschaft geradezu allgegenwärtig.

33 Pepys, Tagebuch, S. 30.

34 Jacques Bellot, *Familiar Dialogues*, London 1585, S. 53-54. Vergleiche außerdem Heyl, *Privacy*, S. 130.

35 Vergleiche dazu: Peter Earle, *The Making of the English Middle Class*, Berkeley/Los Angeles 1989, S. 228.

5. *The Great Fire – Katastrophe und Chance*

Im Jahre 1666 wütete vom 02. bis 06. September ein Feuer in London.³⁶ Genährt durch die vorwiegend aus Holz gebauten Wohnungen und Läden und dem starken Süd-Ost Wind entwickelte sich das Feuer von der Pudding Lane zur Fish Street und London Bridge.³⁷ Und weiter: „[...] then down through Tames Street into Old Swan Lane, St Lawrence Lane, and Dowgate.“³⁸

Pepys Tagebucheinträge ermöglichen ebenfalls einen Einblick in die Geschehnisse dieser Tage und der Reaktionen der Anwohner: „[Ich] beobachtete etwa eine Stunde lang, wie das Feuer sich nach allen Richtungen ausbreitete und niemand Anstalten zum Löschen machte – alle kümmerten sich nur um ihre Habseligkeiten und überließen das Feuer sich selbst.“³⁹

Über das Ende und die entstandenen Schäden der Stadt berichtete ebenfalls Pepys: „Up by five o'clock; and, blessed be God! Find all well; and by water to Paul's Wharfe. Walked thence, and saw all towne burned, and a miserable sight of Paul's church, with all the

36 Peter Ackroyd verweist auf den 01. September als Beginn des Feuers. In Pepys Tagebuch wird am 02. September der Brand erstmals erwähnt.

37 Verweis hierbei auf Ackroyd, London - The Biography, London 2001, S. 222. Ebenfalls Angabe zu den nicht unternommenen Löschversuchen, wobei mehrere Bürger of the 'lower' sort den Brand ausnutzten und Wertgegenstände aus den brennenden Behausungen entwendeten und die weitere Ausbreitung des Feuers. So berichtet Ackroyd beispielsweise, dass während der Nacht des zweiten Tages mehrere Feuer aufeinandertrafen und somit das Ausmaß des Brandes vergrößert wurde.

38 Ackroyd, London, S. 222.

39 Pepys, Tagebuch, S. 329-330.

„Neighbour or yet a stranger“

roofs fallen, and the body of the quire fallen into St. Fayth's; Paul's school also, Ludgate, and Fleet-street, my father's house, and the church, and a good part of the Temple the like.“⁴⁰



Abb. 2: Wenzel Hollar; Stadtplan von London nach dem großen Brand 1666. (Zerstörte Gebäude in weiß dargestellt)

40 Pepys, Diary, S. 403.

Vorraussetzung für die Privatsphäre als ein Massenphänomen ist der Übergang zu einer neuen Art des Zusammenlebens. Neue Vorstellungen von Normen, seien diese materiell oder virtuell, erfolgen überwiegend schrittweise oder werden von den bestehenden Strukturen übernommen, was eine bremsende Entwicklung darstellt.⁴¹ Nachbarschaftliche Verhältnisse oder bauliche Strukturen werden über einen längeren Zeitraum den neuen Bedürfnissen angepasst. London stellt darin einen Ausnahmefall dar. Durch die Zerstörung der Stadt 1666 wurde es möglich, die Veränderungen sofort eintreten zu lassen. Neue Gebäudeformen, Straßenverläufe und öffentliche Plätze mussten konzipiert und mit Brandschutzmaßnahmen versehen werden. Nicht nur diese materiellen Veränderungen vollzogen sich, auch die nachbarschaftliche Grundlage veränderte sich anhand dieser Entwicklung. Die Gelegenheit der sofortigen Neugestaltung wurde erkannt. Sir John Fielding schrieb 1776, fast ein ganzes Jahrhundert später rückblickend: „The face of this metropolis is very much altered from what it was a century ago. In the year 1666 it was purged by fire, when five parts in six of it were laid in ruins. But quickly after it arose from its ashes, far more graceful than before.“⁴² Und weiter: “The streets were laid out wide, airy and straight, and paved on each side with smooth hewn stone, and at night illuminated with globular lambs.“⁴³

41 Heyl, *Privacy*, S. 137.

42 Fielding, *Description*, S. 9*.

43 Fielding, *Description*, S. 9*.

6. Nachbarschaftliche Strukturen nach der Umgestaltung

„If you had any hope of finding ‘a community life’ in London, ‘all foreigners’ agree that it is as if you searched ‘for flowers in a vale of sand’.“⁴⁴

Die Raumformation Londons veränderte sich im Vergleich zu vor dem Brand drastisch. Eine standardisierte Methode des Häuserbaus wurde entwickelt. Nun wurde besonderer Wert auf den Brandschutz gelegt. Als Baumaterialien durften nun nur noch Ziegelsteine anstatt des früher geläufigen Fachwerks benutzt werden. Auch die Fassade der einzelnen Häuser wurde vereinheitlicht. Dies führte dazu, dass entlang einer Straßentallee die Häuser eine Fassade aufwiesen. Die Raumformation veränderte sich also zur Einheitlichkeit. Es wurden Regeln erstellt, wie hoch ein Haus maximal sein durfte. Es war nicht mehr möglich, dass Hausetagen schräg aufeinander gebaut wurden und sich zueinander neigten.⁴⁵

Noch vor kurzer Zeit in London gänzlich unbekannt, räumliche Anpassungen wurden vorgenommen. Straßen wurden mit Gehwegen versehen, um den Verkehr zwischen Fußgängern und Kutschen zu kontrollieren und Beleuchtungslampen wurden aufgestellt, um sich nachts effektiver bewegen zu können. Eine weitere, vor dem Brand beinahe nicht gekannte Veränderung, war der gusseiserne Zaun um ein Grundstück. Bemerkenswert ist die Form dieser Zäune. Anstatt

⁴⁴ Ackroyd, London, S. 392.

⁴⁵ Vergleiche dazu Heyl, Privacy, S. 160.

Ornamenten oder ähnlichen Verzierungen sind diese Piken nachempfunden worden, die in stumpfen Spitzen endeten. Eine nachgebildete Waffe als Zaun hatte eine deutliche Wirkung. Die Überquerung des Grundstückes wurde nicht geduldet.⁴⁶ Sowohl die Höhe, als auch die Art der Beschaffenheit verhinderte ein leichtes Überqueren und damit Betreten eines Grundstückes.

Die Veränderungen waren jedoch nicht nur auf den materiellen Raum beschränkt. Die Art mit seinem Nachbarn oder den anderen Einwohnern der Stadt umzugehen, veränderte sich ebenfalls. Benimmbücher mit Hinweisen, wie man sich auf der Straße zu verhalten habe, kamen verstärkt in Umlauf. Ein Vorschlag war es, den entgegenkommenden Passanten immer rechts auszuweichen, um den Bewegungsfluss nicht zu stören.⁴⁷ Wenn man jemanden auf der Straße traf, ging man an ihm oft wortlos vorbei. Dies stellt eine große Veränderung der noch vor dem Brand herrschenden Verhältnisse dar. *The Man of Manners*, ein Benimmbuch aus dem Jahr 1737 macht dies deutlich: „If whilst we are walking, we see any Person of our Acquaintance, or their servants passing, we are not to Bawl and Hem after them, like a butcher out of a tavern window.“⁴⁸ Was noch im vormodernen London als höflich galt, nämlich ein Gespräch anzufangen wenn man eine

46 Heyl, *Privacy*, S. 161-162.

47 Vergleiche dazu: Schopenhauer, *England*, S. 90-91.

48 Erasmus Jones, *The Man of Manners: or, Plebeian Polish'd. Being plain and familiar rules for a modest and genteel behavior, on most of the ordinary occasions of life* 3. Auflage London 1737, S. 1.

bekannte Person traf, wurde nun als negativ empfunden. Mehr noch, das Verhalten, einen Bekannten zu grüßen wurde nun mit der Arbeit eines Metzgers verglichen. Es hatte nun das Stigma des sozial niedrigen, was einem „Man of Manners“ nicht zusteht. Es war ein Fehlverhalten, andere Menschen anzufassen, zu betrachten oder anzusprechen.

Die Menschen hüllten sich in eine Blase des Privaten. Selbst in der Öffentlichkeit war man faktisch alleine. Diese Veränderung war nicht nur geduldet, sondern auch erwünscht. Hier lässt sich schon ein Kernelement der modernen Hauptstadt betrachten: Das Verschwinden in der Masse und der damit verbundenen Anonymität. Die Raumdynamik veränderte sich somit grundlegend.

Dieses Motiv wurde sogar noch circa hundert Jahre später von Edgar Allen Poe aufgenommen.⁴⁹ In der Short Story *The Man of the Crowd* bemerkt ein namenloser Protagonist einen älteren Herren in den Gassen Londons und beschließt, fasziniert von der Isolation des Menschen, diesem zu folgen. Der Unbekannte führt den Erzähler durch Läden und Plätze. Die Nacht vergeht während die unbekannte Person den Protagonisten unermüdlich durch die Stadt London führt. Der Unbekannte verhält sich merkwürdig wenn er eine Gasse einsam durchschreiten muss und tritt schnellstmöglich wieder in eine Men-

49 Erstveröffentlichung von „Man of the Crowd“ war das Jahr 1840.

schenmenge. „With a half shriek of joy [...] stalked backward and forward, without apparent object, among the throng.“⁵⁰. Dieses Gedränge zieht den Mann an. Nur darin fühlt er sich wohl. Nach der langen Verfolgung schließlich steht der Erzähler entkräftet vor dem älteren Herren und versteht endlich, wer er ist. Er ist die Verkörperung der Masse, die von dem Treiben der Passanten seine Energie schöpft. Oder, wie Peter Ackroyd es beschreibt: „the no-thing, which feeds of the turbulent life of the streets.“⁵¹

Poe benutzt hier London als Aushängeschild für das Motiv der Großstadt. Er beschreibt die nun vorhandene Privatisierung und Abkapselung des vorher etablierten Gemeinschaftsgefühls.

Diese Art der Raumdynamik wurde auch von anderen Beobachtern aus dem Ausland wahrgenommen. Zumeist waren Reisende mit den Sinneseindrücken überfordert und glaubten sich der Situation nicht gewachsen. So ein deutscher Reisender: „Dem ungewöhnten Auge scheint dieses alles ein Zauber; desto mehr Vorsicht ist nötig, alles gehörig zu betrachten: denn kaum stehen Sie still, bums! Läuft ein Packträger wider Sie und ruft: by Your leave, wenn Sie schon auf

50 Edgar Allan Poe, *The Man of The Crowd. Tales of Mystery and Imagination*, London 1912, S. 108.

51 Ackroyd, London, S. 395.

der Erde liegen.“⁵² Andernorts noch als ein unhöflicher Akt aufgefasst, ist es in London zur Normalität geworden: „Niemand sieht aus, als wenn er spazieren ginge oder observierte, sondern alles scheint zu einem Sterbenden gerufen.“⁵³ Die Raumwahrnehmung wurde angespannter. Es war nicht mehr üblich, auf die Straße hinauszutreten, ein bekanntes Gesicht zu sehen und anschließend in die nächstgelegene Taverne zu gehen, um ein Frühstück zu sich zu nehmen. Nun hatte jeder ein Ziel, auf das er strikt zuing und jede Unterbrechung war mehrheitlich unerwünscht. Benimmbücher unterstützten dieses Verhalten wie mit den Nachbarn bzw. den Menschen auf der Straße umzugehen sei und verwiesen auf äußerste Diskretion und Zurückhaltung.

Nicht nur auf der Straße, sondern auch im mikrospezifischen Raum des Hauses veränderte sich das Verhalten. Die Dienerschaft wurde nun andersartig beobachtet. Es war nicht mehr üblich, mit der Dienerschaft an einem Tisch gemeinsam zu essen.⁵⁴ Eventuelle persönliche Gespräche könnten von den Angestellten erfahren werden und diese wiederum hätten es anderen Personen mitteilen können.

Bedienstete waren nun nicht mehr geschätzte Persönlichkeiten oder Freunde. Man beobachtete sie mit Argwohn und bevorzugte es,

52 Georg Christoph Lichtenberg, Briefwechsel, Band 1, hrsg. von Ulrich Joost und Albrecht Schöne, Göttingen 1983, zitiert nach: Michael Maurer (Hrsg.), *O Britannien, von deiner Freiheit einen Hut voll. Deutsche Reiseberichte des 18. Jahrhunderts*, München 1992, S. 244.

53 Maurer, *Britannien*, S. 244.

54 Vergleiche dazu Jones, *Man of Manners*, S.7-8.

wenn diese so wenig wie möglich in persönliche Angelegenheiten verwickelt waren.

Diese Art der Privatsphäre existierte jedoch nicht nur im Haushalt. Abstand zu anderen wurde schon davor genommen. Spezielle Kommunikationsweisen wurden entwickelt. Unterschiedliche Personen von unterschiedlichem sozialem Stand klopfen andersartig an die Tür. „Danach machte man mit dem Klopfer auf sich aufmerksam, wobei, [...] eine Person „von einigem Stande“ anders klopfte als ein Bote oder der „Postkerl“.⁵⁵ Bevor die Person überhaupt das Haus betrat, wussten die Anwohner bereits, wen sie gleich sehen würden.

Nicht nur der virtuelle, in den Köpfen der Menschen durch Normen und Regelmäßigkeiten entstandene Raum veränderte sich, auch der materielle Raum erfuhr eine Transformation. Als Zusatz zu den Zäunen, die zur Straßenseite errichtet wurden, wurde die gleiche Art der Privatisierung auch hinter der Rückseite des Hauses betrieben. Wurden Hinterhöfe im vormodernen London noch gemeinsam benutzt, entwickelte sich danach eine private Raumnutzung. Einzelne Häuser hatten nun kleine, von der Straße abgewandte Parzellen, die als private Gärten genutzt wurden. Dies war zum Teil der mikrospezifische Rückzugsort der Bewohner. Eine Mauer um jeden Garten verhinderte unerwünschte Blicke von fremden Personen. Gartenspezifi-

55 Vergleiche Heyl, *Privacy*, S. 239 und Johann Christian Fabricius, *Briefe aus London* vermischten Inhalts, Dessau 1784, S. 339-349.

sche Tätigkeiten wie Bepflanzungen und Ausgestaltung des Erscheinungsbildes machten die Raumnutzung in diesem speziellen Teil aus. An diesen Orten fand, abgeschirmt von seinen Nachbarn, die Entfaltung der eigenen Persönlichkeit statt. Die folgende Abbildung zeigt solche privaten Hinterhöfe.

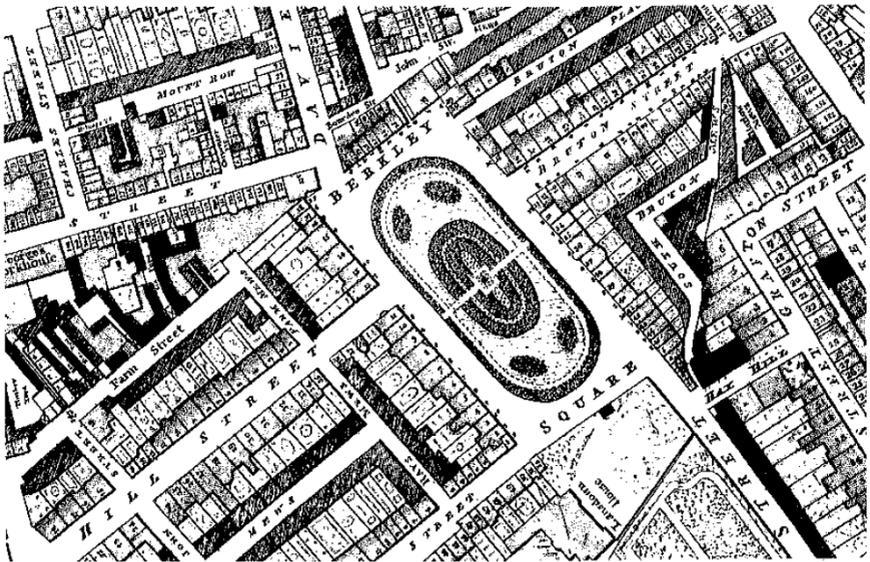


Abb. 3: Richard Horwood. Plan of the Cities of London and Westminster. 3. Aufl. London 1813 (Ausschnitt).

Die Steigerung des eigenen, bepflanzten Gartens wäre der square. Der square war ein Raum, der kommunal von den Anliegern benutzt wurde. Dieser war in dem Sinne privat und abgeschirmt, als das nur bestimmte Personengruppen Zugang zu solchen squares hatten: „[...]“

insofern könnte man in ihnen einen überlebenden Nukleus sozialer Kohäsion in der Nachbarschaft erblicken.“⁵⁶ Dieser „Nukleus“ ähnelt den alten gemeinschaftlichen Hinterhöfen nur gering. Damals konnte man sich gewissermaßen gar nicht aus dem Weg gehen. Bei den squares hatte man die Wahl, ob man diese besuchte und letztendlich soziale Kontakte aufnahm oder nicht.

Auf keinen Fall jedoch ist das London nach dem Brand als ein Ort der allgegenwärtigen Anonymität zu betrachten. Der Aspekt der Nachbarschaft veränderte sich, wie erwähnt, in Richtung Privatheit. Dennoch gab es immer noch Kontakte zwischen den einzelnen Menschen.

Diese Kontakte ermöglichte, unter anderem, die Religion. Das Parish, also die Gemeinde, oder besser, der Pfarrbezirk vereinigte die frommen Bewohner einer Straße oder Distrikts.⁵⁷ Es war also ein Raum, der kommunikativ genutzt wurde. Er hatte ebenso eine soziale Bedeutung. Regelmäßig kamen die Mitglieder zusammen um die Messe zu lesen oder Gottesdienste abzuhalten.⁵⁸ Das parish hatte jedoch nicht nur eine religiöse Funktion, sondern auch eine politische beziehungsweise soziale Bedeutung. Listen über Namen und Sitzreihen und deren Veränderung über die Jahre geben darüber Auskunft.⁵⁹

56 Heyl, *Privacy*, S. 155.

57 Zu weiteren Informationen zum Thema Parish siehe Archer, *Pursuit*, S. 82.

58 Earle, *English Middle Class*, S. 245.

59 Vergleiche dazu Earle, *English Middle Class*, S. 246. Earle verweist hier auf einen Abdruck von Namen - und Jahresangaben. Versehen mit den Nummern

Je länger ein Mitglied in einem solchen parish Mitglied war, desto weiter nach vorne rückte sein angestammter Sitzplatz. Neue beziehungsweise junge Mitglieder saßen eher weiter hinten als ältere Personen oder jahrelange Mitglieder. Weitere Faktoren waren der Reichtum, das Alter oder das Ansehen in der Gemeinde. Die Sitzposition in der Kirche spiegelte gewissermaßen den sozialen Status in der kirchlichen Gemeinde wieder: „Wealth was not the only determinant of one’s place in church [...]. Many merchants, wholesalers and rich shopkeepers are of course found near the front and such lowly creatures as Stephen Champion, hemp-porter, at the back. However, other poor men can be found well up the church, such as the glazier Richard Joynor, who paid only [1]s. in the Poll Tax of 1692 but was a regular attender of vestry meetings and clearly deserved his place in the second row, while no less than seven man [...] were seated as far back as Row Five.“⁶⁰

Soziale oder politische Aufgaben wie die des Gemeindevorstehers wurden abwechselnd übernommen. Hierbei muss jedoch angemerkt werden, dass es häufig vorkam, den für lästig empfundenen Dienst gegen eine gewisse Bezahlung zu umgehen.⁶¹

Ein Mittel, die eigene Persönlichkeit zu verbergen und trotzdem Kontakte zu der Außenwelt und zu anderen Personen zu nehmen,

der Sitzreihen kann tatsächlich bei Mitgliedern der Kirche eine Veränderung des Sitzplatzes in die vordersten Reihen erkannt werden.

60 Earle, English Middle Class, S. 245.

61 Earle, English Middle Class, S. 247.

war es, Masken zu tragen.⁶² Masken haben eine geheimnisvolle Eigenschaft an sich, da sie den Benutzer vollständig verbargen. Dadurch wurde diese Person für andere interessant. Offen mit anderen Akteuren des Raumes reden zu können, ohne Angst vor Entdeckung haben und die Konsequenzen tragen zu müssen, war in gewisser Weise befreiend. Es konnte vorkommen, dass zwei Personen sich über einen längeren Zeitraum trafen, ohne bewusst das Gesicht oder die Identität des anderen zu kennen.⁶³ Aus einem Briefwechsel zitiert, der der Aufforderung vorangeht, endlich die Identität erfahren zu dürfen: „To one who walked 4 whole nights with me in St. James’s Park, and yet I never knew who she was.”⁶⁴

Zwischenmenschlicher Kontakt war in diesem London des 18. Jahrhunderts also durchaus vorhanden. Die Nachbarschaft jedoch, die noch ein Jahrhundert davor weiträumig existierte, wandelte sich in einem relativ kurzen Zeitrahmen zu etwas komplett Neuem.

62 Vergleiche dazu Heyl, *Privacy*, S. 305. Heyl widmet einen Abschnitt über die Entstehung der Masken ausgehend von den Schandmasken zu den gewollten gesichtsverbergenden Masken. Er verweist ebenfalls auf Kunst und Literatur, in denen die Praxis des Tragens einer Maske und den damit verbundenen Zustand der Anonymität und des Fremden thematisiert wird.

63 Vergleiche Heyl, *Privacy*, S. 332.

64 Jacob Larwood, *The Story of the London Parks*, London 1877, S. 107-108.

7. Fazit

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sich die Nachbarschaft tatsächlich gewandelt hat. In London geschah die Entwicklung zum Typus der modernen Großstadt hin in einem relativ kurzen Zeitraum. Der Großbrand diente hierbei als Katalysator der Ereignisse. Der Transformationsprozess des Begriffes Nachbarschaft verlagerte sich immer mehr in Richtung Privatheit und Abgeschiedenheit. Anfängliche räumliche Strukturen wurden konsequent verändert und zu Gunsten der Ungestörtheit umgewandelt. Sonst vorhandene zufällige Gespräche auf der Straße mit einem bekannten Gesicht wurden nun nicht mehr abgehalten. Von situationsabhängigen, räumlichen Strukturen wurde abgesehen und standardisierte Pläne entwickelt, wie der materielle Raum auszusehen habe. Sowohl der makrospezifische Raum der Großstadt als auch der mikrospezifische Raum des Wohnhauses waren vorgeschriebenen Mustern unterworfen. Es kamen Benimmbücher auf, in denen das Verhalten mit Fremden auf der Straße und das Verkehren in der Öffentlichkeit behandelt wurde und Ratschläge gegeben wurden, wie man ohne großes Aufsehen zu erregen an seinen Zielort gelangen konnte. Die *mental maps* der Bevölkerung veränderten sich in der Mittelschicht besonders stark. Zu den Dienern im eigenen Haushalt wurde zunehmend Abstand genommen.

Anonymität wurde nicht nur angenommen, sondern auch zu schätzen gelernt. Strukturelle Veränderungen wie *squares* oder die steigende Popularität von Masken erlaubten es, sich in eine private

Zone zurückzuziehen und zwischenmenschliche Kontakte auf ein Minimum zu reduzieren oder diese Zusammentreffen mit Ort und Zeit selbst bestimmen zu können.

Dabei muss man jedoch beachten, dass „Nachbarschaft“ nicht verschwand. Es veränderten sich nur der Rahmen und der Umgang, den der Begriff „Nachbarschaft“ beschreibt. Diese Transformation war ziemlich drastisch.

Durch den Brand wurde ein Transformationsprozess ausgelöst, der die nachbarschaftlichen Verhältnisse in London zu dem werden ließ, was aus heutigen, modernen Großstädten bekannt ist. Das London von heute ist das zwischenzeitliche Endprodukt der Begebenheiten, die sich im London des 17. und 18. Jahrhunderts ereigneten.

*Quellen- und Literaturverzeichnis**Quellen*

- Erasmus Jones, *The Man of Manners: or, Plebeian Polish'd, Being plain and familiar rules for a modest and genteel behavior, on most of the ordinary occasions of life*, 3. Auflage London 1737.
- Fynes Moryson, *An Itinerary*, London of 1617; Faksimile: New York 1971.
- Georg Christoph Lichtenberg, (Herausgeber: Ulrich Joost und Albrecht Schöne), *Briefwechsel*, Band 1, Göttingen 1983.
- Georg Wilhelm Alberti, *Briefe betreffende den allerneuesten Zustand der Religion und der Wißenschaften in Groß-Brittanien*, Band 1, Hannover 1752.
- Jacob Larwood, *The Story of the London Parks*, London 1877.
- Johann Christian Fabricius, *Briefe aus London vermischten Inhalts*, Dessau 1784.
- Johann Georg Büsch, *Bemerkungen auf einer Reise durch einen Teil der Vereinigten Niederlande und Englands*, Hamburg 1786.
- Johanna Schopenhauer, *Reise durch England und Schottland*, 3. Auflage, Band 2, Leipzig 1830.
- Lorenzo Magalotti, *Travels of Cosmo the Third, Grand Duke of Tuscany, through England*, London 1821.
- Michael Maurer (Hrsg.), *O Britannien, von deiner Freiheit einen Hut voll. Deutsche Reiseberichte des 18. Jahrhunderts*, München 1992.
- Ralph Treswell, (Herausgeber: John Schofield), *The London Surveys of Ralph Treswell*, London Topographical Society Publication No. 135, London 1987, S. 25.
- Rodger Lowe, (ediert von William Levis Sachse), *The Diary of Roger Lowe of Ashto-in-Makerfield, Lancashire, 1663-1674*, London, 1938.
- Samuel Pepys, *The Diary of Samuel Pepys*, ediert von Henry Benjamin Wheatley, Band 1, London/New York 1893.
- Samuel Pepys, *The Diary of Samuel Pepys*, ediert von Henry Benjamin Wheatley, Band 10, London/New York 1895.
- Sir John Fielding, *A Brief Description of the Cities of London and Westminster*, London 1776.

Sekundärliteratur

- Christoph Heyl, *A Passion for Privacy, Untersuchungen zur Genese der bürgerlichen Privatsphäre in London, 1660-1800*, München 2004.
- Ian W. Archer, *The Pursuit of Stability – Social relations in Elizabethan London*, Cambridge/New York/Melbourne 1991.
- Laura Gowing, *Domestic Dangers: Women, Words and Sex in early modern London*, Oxford 1996.
- Perez Zagorin, *The Court and the Country: the beginning of the English revolution*, London 1969.
- Peter Ackroyd, *London – The Biography*, London 2001.
- Peter Earle, *The Making of the English Middle Class*, Berkeley/Los Angeles 1989.
- Richard Helmholz / Thomas Green, *Juries, Libel & Justice: The Role of English Juries in Seventeenth and Eighteenth-Century Trials for Libel and Slander*, Los Angeles 1984.
- Samuel Pepys, *Tagebuch aus dem London des 17. Jahrhunderts*, hrsg. von Helmut Winter, Stuttgart 1997.
- Susanne Rau, *Räume. Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen*, Frankfurt am Main 2013.

Onlinequellen

<http://ukpopulation2016.com/population-of-london-in-2016.html>
[01.10.2016].

Bildmaterial

- Ralph Treswell, *Cow Lane / Smithfied. Clothworkers' Company Plan Book*, 1612, fol. 41 r. Clothworkers' Company, Clothworkers' Hall.
- Wenzel Hollar, *Stadtplan Londons nach dem großen Brand 1666*.
- Richard Horwood. *Plan of the Cities of London and Westminster*. 3. Aufl. London 1813.

Nachbarschaft in der Fremde – Deutsche Auswanderer an der Wolga im 18. Jahrhundert

Markus Jakob

1. Einleitende Worte

Die aktuelle so genannte „Flüchtlingskrise“ fordert von der Politik und der Gesellschaft große Anstrengungen. Eine der größten Herausforderungen stellt die erfolgreiche Integration oder vielmehr Inklusion der ankommenden Flüchtlinge dar. Schon allein bei der Begrifflichkeit muss gezielt hinterfragt und dabei bedacht werden, welches Ziel verfolgt werden kann und soll. Damit Bevölkerungsgruppen in eine Gesellschaft integriert oder gar inkludiert werden können, muss zunächst einmal eine räumliche und gesellschaftliche Nachbarschaft hergestellt werden. Eine ähnliche Herausforderung wie der heutigen Bundesregierung stellte sich der Zarin Katharina II. von Russland im 18. Jahrhundert. Der gravierendste Unterschied ist, dass Katharina II. bewusst ausländische Arbeitskräfte anwarb und nicht mit einem Flüchtlingsstrom, wie dem heute in Europa zu beobachtenden, bedacht wurde. Bevor eine fachliche Betrachtung der vornehmlich deut-

schen Siedler im Wolgagebiet stattfinden kann, muss eine definitivi-sche Vorlage der Begriffe Assimilation, Exklusion, Inklusion und In-tegration geschehen.¹

Der Begriff der Assimilation geht auf das Lateinische zurück und bedeutet ins Deutsche übersetzt etwa ‚Angleichung‘ oder ‚Ähnlich-machung‘. Soziologisch bezieht sich der Begriff der Assimilation auf den Prozess der Angleichung einer Kulturgruppe an oder in eine an-dere. Dabei werden soziokulturelle Werte und Verhaltensmuster an die Gesellschaft angepasst oder deren Muster komplett übernommen. Damit stellt die Assimilation eine umfassendere Form der Integration dar². Die Funktionalität einer Assimilation hängt stark von der ‚kultu-rellen Entfernung‘³ zwischen den beiden Gruppen ab, aber auch von den politischen Möglichkeiten der aufnehmenden Gesellschaft und den darin enthaltenen politischen und sozialen Strömungen, aus de-nen immer auch Beobachter der Assimilation entstehen.

-
- 1 Die Aufzählung erfolgt hier in alphabetischer und nicht in einer gewichtenden Reihenfolge. Die nachfolgenden Definitionen entstammen aus Karl Heinz Hillmann, Wörterbuch der Soziologie. 5. vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage, Stuttgart 2007.
 - 2 Ein besonderes Augenmerk auf die Trennung der beiden Begriffe wirft auch: Katja Schneider, Assimilation und Integration aus der Perspektive der Rechts-wissenschaft, in: Die Integrationsdebatte zwischen Assimilation und Diversi-tät. Grenzziehungen in Theorie, Kunst und Gesellschaft, hrsg. von Özkan Ezli, Andreas Langenohl, Valentin Rauer u.a., Bielefeld 2013, S. 213 – 240, hier S. 215-220.
 - 3 Gemeint ist die Menge an Unterschieden innerhalb der beiden betroffenen Kul-turgruppen, die zunehmen je weiter auch die geographische Entfernung der Ursprungsgebiete zunimmt.

Im Lateinischen bedeutet Exklusion ‚Ausschließung‘ oder ‚Ausgrenzung‘. Im gesellschaftlichen Kontext beschreibt es die Benachteiligung einer Gruppe von Menschen aufgrund kultureller, sozialer oder bildungstechnischer Ursachen bis hin zur vollständigen Ausgrenzung aus dem gesellschaftlichen Leben. Auf diese Weise entstehen soziale Spannungen innerhalb einer Gesellschaft.

Die Inklusion (lateinisch für ‚Einschließung‘ oder ‚Einsperrung‘) stellt das Gegenmodell zur Exklusion dar. Es wird hierbei versucht, ein Individuum oder eine Personengruppe aktiv in das gesellschaftliche Leben einzufügen, zu inkludieren. Dieser Prozess muss wechselseitig von beiden Seiten betrieben werden. Durch aktive Teilhabe an den gesellschaftlichen Aktivitäten oder auch politischer Partizipation können Individuen oder Personengruppen Anteil an der Gesellschaft erlangen. Voraussetzung dafür ist, dass die vorherrschende Gesellschaft Möglichkeiten für eine Inklusion fremder Individuen oder Gruppen schafft.

Als Abgrenzung zur Assimilation, Exklusion und Inklusion bezeichnet die Integration (Lateinisch für Wiederherstellung eines Ganzen) eine bewusste Angleichung an oder Eingliederung in ein fremdes soziokulturelles Wertesystem. Dieser Prozess kann von einzelnen Individuen oder von gesellschaftlichen Gruppen zum Ziel einer gesellschaftlichen Verbesserung begangen werden. Ähnlich der Assimilation beeinflusst die kulturelle Nähe oder Ferne der betroffenen Gruppen die Integration in die neue Gesellschaft. Ein wichtiger Faktor für

eine Integration stellt die Kenntnis der vorherrschenden Sprache dar, damit eine entsprechende Partizipation reibungsloser funktionieren kann. Bei einer Integration wird von den dazukommenden Personen oder Gruppen eine weitgehende Anpassung der eigenen Wertevorstellungen an die indigene Gesellschaft erwartet.

Die Geschichte der Wolgadeutschen⁴ ist ein Beispiel für eine Integration von fremdländischen Arbeitern in eine bestehende Gesellschaft. Grundlegend dafür ist zunächst eine nachbarschaftliche Nähe in der Definition von Susanne Rau⁵, wie sie Christian Jung in der Einleitung dieses Bandes dargelegt hat und die als Metafolie für diesen Artikel dient. Nun endet die Geschichte der Wolgadeutschen Republik mit der Auflösung derselben und der Deportation ihrer Bevölkerung. Aus diesem und im Verlauf dieses Artikels zu erarbeitenden weiteren Gründen wird die Annahme vertreten, dass es sich bei den Wolgadeutschen um unvollständige oder gar fehlgeschlagene Integration handelt.

Daher soll im Folgenden auf dieser Grundlage die Frage nach der Integration der deutschen Einwanderer an der Wolga im 18. Jahrhundert und ihrer nachbarschaftlichen Beziehung zu den ortsansässigen Menschen gestellt und in einem kurzen Abriss bis in die Zeit des

4 Als anschauliche Übersicht über die Geschichte der Wolgadeutschen sei hier exemplarisch verwiesen auf: Michael Schippan / Sonja Striegnitz, *Wolgadeutsche. Geschichte und Gegenwart*, Berlin 1992.

5 Susanne Rau, *Räume. Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen*, Frankfurt/Main 2013.

Zweiten Weltkrieges die Frage untersucht werden, ob eine Integration – in einer sehr allgemein verstandenen Definition – der Einwanderer stattgefunden hat oder nicht.

2. Die Auswanderung an die Wolga

Das 18. Jahrhundert war für die Bevölkerung in den deutschsprachigen Gebieten von großen Auswanderungswellen geprägt.⁶ Zu nennen sind hier die Schwabenzüge an die Donau, zum Ende des Jahrhunderts aber vor allem auch die Auswanderung nach Amerika.

Nach dem Siebenjährigen Krieg rückte Russland als mögliches Ziel für auswanderungswillige Deutsche ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Die russische Zarin Katharina II., gebürtig selbst Deutsche, verfasste zunächst einen Ukas, später dann am 25. Juli 1763 ein Manifest⁷, das deutsche Bauern und Handwerker in ihr Reich locken sollte. Hintergrund seitens der Regierung in St. Petersburg war der enorme Landgewinn im Zuge des Siebenjährigen Krieges vom osmanischen Reich. Die fruchtbaren Landstriche in der heutigen Ukraine bis hin

6 Exemplarisch an den hessischen Landen dargestellt in: Auswanderung aus Hessen. Ausstellung der Hessischen Staatsarchive zum Hestentag 1984 in Lampertheim. Bearbeitet von Inge Auerbach, Jürgen Rainer Wolf, Winfried Schüler. 2. verb. Auflage Marburg 1986 oder auch Klaus-Peter Decker, Aufbruch zu fremden Ufern: Auswanderung aus dem Büdinger Land, Büdingen 2012.

7 Ein vollständiger Abdruck des Manifests finden sich online: <http://www.russlanddeutshegeschichte.de/geschichte/teil1/abwerbung/manifest22.htm> (26.01.2016), eine gedruckte, jedoch unvollständige Version des Manifests findet sich bei Karl Stumpp, Die Auswanderung aus Deutschland nach Rußland in den Jahren 1763 bis 1862, Tübingen 1974, S. 14-18.

zum Schwarzen Meer waren nach dem Abzug der Osmanen zum überwiegenden Teil entvölkert und somit wirtschaftlich nahezu ungenutzt. Obwohl das russische Zarenreich sehr wohl über beträchtliche menschliche Ressourcen verfügte, wünschte die Zarin dezidiert deutsche Bauern zur Bestellung des neugewonnenen Bodens.⁸

Der Inhalt des so genannten Auswanderungsmanifests stellt neben den Vorzügen des zu besiedelnden Landes auch die Rechte und Pflichten für die neuen Bürger des russischen Reichs dar. So sollten neben ausreichend Baumaterialien auch günstige Konditionen für neue Betriebe geschaffen werden. Die Steuern sollten reduziert und die staatlichen Pflichten, wie Wehrdienst oder Frondienste, für 30 Jahre ausgesetzt werden. Einer der wichtigsten und bis heute am meisten diskutierte Paragraph⁹ betraf eben diese Befreiung von Fron- und Militärdiensten für 30 Jahre. Dazu kamen Vorverkaufsrechte, die Möglichkeit einer eigenständigen Verwaltung auf Siedlungsebene und Unterstützung durch die Regierung in Form von Krediten oder Vorschüssen.¹⁰

8 Stumpp, Auswanderung (wie Anm. 7), S. 14.

9 Dieser Punkt ist daher besonders diskutabel, da man den Satz im Manifest auf die eine oder andere Weise lesen kann. Sicherlich ist nicht gemeint, dass sämtliche Siedler und deren Nachkommen für immer vom Militärdienst befreit werden. Gleichzeitig lässt der Text in der deutschen Ausgabe nur diesen Schluss zu. Bei einem Vergleich mit dem russischen Original ist eine ebenfalls nicht eindeutige Aussage zu finden, was bei den Siedlern in der Folgezeit, als die entsprechende Klausel nach und nach aufgehoben wurde, zu allgemeinem Unmut und zur verstärkten Abwanderung führte. Siehe hierzu: Klaus-Peter Decker, Büdingen als Sammelplatz der Auswanderung an die Wolga 1766, Büdingen 2009, S. 90.

10 Stumpp, Auswanderung (wie Anm.7), S. 16-17.

Das Manifest zeigte Wirkung. In den folgenden Jahren kamen etwa 21.000 Menschen¹¹ in die Wolgaregion. Die meisten davon aus den deutschen Gebieten, davon wiederum der überwiegende Teil aus den hessischen Ländereien. Die in den hessischen Gebieten herrschenden Zustände erleichterten die Entscheidung zu einer Auswanderung. Nicht nur, dass die finanziellen Belastungen im Nachgang des Siebenjährigen Krieges sowohl in den öffentlichen Kassen als auch bei der Bevölkerung, die diese wieder zu befüllen hatte, Spuren hinterlassen hatten. Auch die wirtschaftlichen Zustände wirkten auf die Menschen vor Ort ein.¹² So kamen nach dem Krieg viele arbeitsfähige Männer zurück auf den Arbeitsmarkt, der sich im Verlauf des Krieges akklimatisiert hatte und nun keine ausreichenden Stellen für die repatriierten Soldaten aufweisen konnte. Der darauffolgende Überschuss an Arbeitskräften verband sich, gerade im Agrarsektor, mit einer durch die Vererbungspraxis extrem kleinen Landbesitzgröße bei den Bauern, die dadurch nur unzureichend vom Ertrag des eigenen Landes leben konnten.¹³

11 Die Zahl entspricht gerundet den in den Einwanderungslisten angegebenen Personen. Die Listen und eine grobe statistische Auswertung findet sich bei Igor Pleve, *Einwanderung in das Wolgagebiet 1764-1767*, 4 Bde., Göttingen 1999.

12 Appel, W.: Versuch einer Darstellung der Gründe für die rußlanddeutsche Auswanderung aus Hessen, in: *Heimatbuch der Deutschen aus Rußland*, hrsg. von : Karl Stumpp, Stuttgart 1962, S. 59-64, hier S. 59-60.

13 Appel, Darstellung (wie Anm. 12), S. 59.

Die kargen Böden der hessischen Mittelgebirge erschwerten eine Bewirtschaftung.¹⁴ Zusätzlich machte es der Wunsch des Adels auf Jagdbeute unmöglich, die gesetzlich geschützten Wildbestände zu dezimieren. Insbesondere im Vogelsberg graste das in großer Zahl vorkommende Wild die Felder der Bauern ab. Dies hatte zur Folge, dass finanzielle Aufwendungen zum Schutz der Böden getätigt werden mussten, zum Beispiel durch bezahlte Schutztruppen. Diese Kosten für den Schutz der Böden schlugen zusätzlich zu dem durch Wildfras reduzierten Ertrag der Feldwirtschaft zu Buche.¹⁵

Politisch sah man in der Auswanderung zunächst einen Vorteil, da die Auswanderer einen beträchtlichen Steuersatz und Abgaben zu entrichten hatten, ehe ihnen eine Ausreise gestattet wurde. So musste eine Familie ihren gesamten Besitz veräußern und danach entsprechende Abgaben entrichten.¹⁶ Diese kamen zu den Kosten für die verwaltungstechnischen Belange hinzu. Neben diesem für die öffentlichen Kassen angenehmen Effekt des Geldgewinns, reduzierte die Ausreise auch den Überschuss am Arbeitsmarkt. Dennoch gab es von Seiten der Politik nicht nur positive Signale.¹⁷ Das Einwanderungsmanifest Katharinas II. überschneit sich mit mehreren entsprechenden

14 Appel, Darstellung (wie Anm. 12), S. 60.

15 Appel, Darstellung (wie Anm. 12), S. 60 – 61.

16 Inge Auerbach: Auswanderung aus Hessen: Ausstellung d. hess. Staatsarchive zum Hestentag 1984 in Lampertheim [wiss. Bearb. u. Katalog: Inge Auerbach; Jürgen Rainer Wolf; Winfried Schüler. Hess. Staatsarchiv, Marburg]. - 2., verb. Aufl. - Marburg: Hess. Staatsarchiv, 1986, S. 7.

17 Decker, Büdingen, S. 27.

Aufforderungen seitens Kaiserin Maria Theresias von Habsburg bezüglich einer weiteren Besiedlung des Donaugebiets im Banat. Die sich überschneidenden Anforderungen lösten bei den regionalen Regierungen unterschiedliche Reaktionen aus. Aufgrund größerer Nähe zu den Habsburgern als zum russischen Zarenthron wurden gerade in den nordhessischen Gebieten die Auswanderungen recht bald wieder eingeschränkt.

Trotz oder gerade wegen dieser politischen Verwicklungen suchten etwa 21.000 Menschen ihr Glück in den russischen Gebieten und hofften auf einen erfolgreichen Neuanfang. Das Gros der Siedler war protestantischer Konfession, zwischen 20 und 30 Jahre alt und nannte als Beruf Ackerbauer.¹⁸ Unterstützt wurden sie dabei von Werbern, die im Auftrag der russischen Zarenkrone finanzielle Mittel für die Reise bereitstellen sollten. Da diese Werber zunächst in Vorkasse treten mussten und das Geld erst bei Erreichen der Siedlungen um Saratov aus St. Petersburg zurückerhalten sollten, entwickelten sich ganz eigene Geschäftsmodelle und Verträge zwischen den Werbern und den Angeworbenen.

18 Pleve, Einwanderung (wie Anm. 11), S. 14 - 16.

3. *Integration contra Exklusion*

Wie in der Einleitung bereits angedeutet, steht vor einer Integration zunächst die Schaffung einer nachbarschaftlichen Nähe, um Berührungspunkte zu generieren. Diese erlauben dann wiederum eine Integration in die bestehende Gesellschaft und deren soziokulturellen Wertekomplex. Die Einwanderer wurden aus ihren angestammten Gebieten unter anderem mit der Möglichkeit der Selbstverwaltung gelockt. Im Manifest wird im Rahmen der russischen Gesetzgebung die Möglichkeit zur Wahl eigener Ortsvorsteher eröffnet, sofern dies seitens der Siedler gewünscht würde.¹⁹ Ein Großteil der deutschen Siedlungen nahm diese Möglichkeit der bedingten Selbstverwaltung wahr, wodurch eine Annäherung zwischen den Siedlern und den umgrenzenden Dörfern nicht nötig wurde.²⁰

Die neuen Bewohner des Wolgagebiets und die Ortsansässigen verband von Beginn an ein spannungsgeladenes Verhältnis aufgrund mehrerer Faktoren. Einer dieser Faktoren stellt die Sprachbarriere dar.²¹ Der überwiegende Teil der neuen Siedler kam aus deutschen Gebieten und war somit deutschsprachig. Eine Verständigung war somit zumindest kurzfristig nur schwer möglich. Das Zusammenleben

19 Stumpp, *Auswanderung* (wie Anm. 7), S. 16.

20 Pleve, *Einwanderung* (wie Anm. 11), S. 14.

21 Diese Sprachbarriere wird bei der Betrachtung der Einwanderungslisten besonders deutlich, die von deutschsprachigen Siedlern russischsprachigen Beamten diktiert wurden, die wiederum versuchen mussten mit dem kyrillischen Alphabet diese Angaben niederzuschreiben. Igor Pleve veranschaulicht diesen Aspekt in Pleve, *Einwanderung* (wie Anm. 11), S. 20 – 23.

mit Personen des deutschen Kultur- und Sprachkreises erleichterte den Wolgadeutschen den Alltag und machte eine Integration – also gelebte Nachbarschaft – in den russischen Kulturkreis nicht zwingend erforderlich. Daneben seien kulturelle Unterschiede und Bildungstand zu nennen.

Ein Beispiel für die generationsübergreifende Weitergabe der deutschen Muttersprache ist die schriftliche Überlieferung eines Gespräches zweier wolgadeutscher Nachbarn aus dem Jahr 1910, welches vollständig in einem hessischen Dialekt geführt wurde:

„A.: G'morga!, G'vottermann!

K.: Schenn' Dank, G'vottermann!

A.: Host d' aach schund wos Naues g'hiert?

K.: Bis alleweil waaß aich noch nix Naues.

A.: Haut' d'Morga, ön aller Froi, gunga etliche Waiwer ön Mar-
richen – u'g'föhr 6 – ön'n Wald im Aeben z'blecka, ower
Schwemm' (Grusdi) z'sucha, dä'niwega Mancha aach Aa-
mer meig'nomma harra.

K.: G'vottermann! Dou wolt'st mir doch wos Naues v'rzehla ön
no' bringst Dou m'r do laurer Dinga für, däi alla Doog
poormol fürkomma, wo blail dann ower Dai Nauigkeit? Ai
eh sei sehr nauscherig, däi s' a hiir' n.“²²

Übersetzung ins Hochdeutsche:²³

22 Henry Hysky-Dambmann, Vogelsberger Auswanderer in Rußland. Basierend auf einer von Lehrer Georg Kromm aus Jagodnaja an der Wolga im Jahre 1910 im Kreisblatt veröffentlichten Artikelserie, Schotten 1993, S. 20.

23 Hysky-Dambmann, Auswanderer (wie Anm. 22), S. 21.

- A.: Guten Morgen, Gevattermann!²⁴
- K.: Schönen Dank, Gevattermann!
- A.: Hast Du auch schon was Neues gehört?
- K.: Bis jetzt weiß ich auch noch nichts Neues.
- A.: Heute morgen in aller Frühe, gingen etliche Weiber²⁵ und Mädchen – ungefähr sechs – in den Wald um Erdbeeren und Pilze zu suchen, weswegen manche auch Eimer mitgenommen hatten.
- K.: Gevattermann! Du wolltest mir doch was Neues erzählen und nun bringst du mir doch lauter Dinge vor, die jeden Tag ein paar Mal vorkommen, wo bleibt dann aber deine Neuigkeit? Ich bin sehr neugierig, das zu hören.²⁶

Dieses Beispiel kann als prototypisch für die Großelterngeneration der heutigen Russlanddeutschen²⁷ angesehen werden. Dass in vielen Teilen der Wolgaregion bis zum Ersten Weltkrieg Deutsch dem Russischen als Sprache gleichgesetzt wurde, spricht für eine Abgrenzung

24 Gevattermann bedeutet so viel wie Taufpate, Verwandter. Die Bedeutung schließt aber auch Freunde und Nachbarn mit ein, was im vorliegenden Fall als wahrscheinlich angesehen werden kann. Siehe dazu, Hysky-Dambmann, Auswanderer (wie Anm. 22), S. 21.

25 Mit Weibern werden verheiratete Frauen bezeichnet. Siehe dazu Hysky-Dambmann, Auswanderer (wie Anm. 22), S. 21.

26 Der Inhalt der Unterhaltung ist nur bedingt weiter von Belang und behandelt im weiterführenden Text einen Überfall von Wildtieren auf jene Gruppe von Frauen im Wald, war aber bei der Betrachtung durch Georg Kromm scheinbar wichtig genug, um wörtlich wiedergegeben zu werden. Siehe dazu Hysky-Dambmann, Auswanderer (wie Anm. 22), S. 19.

27 Der Begriff der Russlanddeutschen oder Deutschrussen ist immer wieder Grund zur Diskussion. In diesem Artikel wird der geläufigere Begriff der Russlanddeutschen synonym für die ehemaligen Wolgadeutschen verwendet.

oder zumindest unvollständige Integration der ehemaligen Kolonisten in das russische Reich.

Zusätzlich zu der Sprachbarriere erzeugten die Sonderkonditionen durch das Manifest ein soziales Ungleichgewicht zwischen den Einwanderern und den Einheimischen. Insbesondere die Befreiung von Militär- und Frondiensten und die Unklarheit darüber, ob diese nur für die Einwanderer in erster Generation oder auch für deren Nachkommen Geltung hatten, führte zu Spannungen.

Trotz der Dienstbefreiung meldeten sich viele deutsche Siedler für das Militär und die Frondienste noch bevor die Freijahre abgelaufen waren. Dies kann als Anzeichen für einen Integrationswillen seitens der Siedler gewertet werden.²⁸

Eine weitere Ursache für Spannungen zwischen den Siedlern und der einheimischen Bevölkerung war der Umstand, dass entgegen der Versprechungen des Einwanderungsmanifests nur in einem kleinen Teil der neuen Siedlungen bereits Wohngebäude errichtet worden waren.²⁹ In den übrigen Siedlungen fehlte Geld- und Witterungsbedingt das Baumaterial für die geplante Errichtung von Häusern. Daher waren die ersten Jahre für die Siedler sehr entbehrungsreich und

28 Siehe etwa: Schippan, *Wolgadeutsche* (wie Anm. 4), S. 22 – 23.

29 Ebenda, S. 23, siehe auch: Hysky-Dambmann, *Auswanderer* (wie Anm. 22), S. 8 sowie Gottlieb Beratz, *Die deutschen Kolonien an der unteren Wolga in ihrer Entstehung und ersten Entwicklung. Gedenkblätter zur hundertundfünfzigsten Jahreswende der Ankunft der ersten deutschen Ansiedler an der Wolga 29. Juni 1764-29. Juni 1914*, Berlin 1923, S. 68 – 70.

von Mangel geprägt. Die unmittelbaren Zwänge des Alltags erschwerten eine Integration an die als unvorbereitet empfundene russische Gesellschaft.

Reisebeschreibungen aus dem späten 18. Jahrhundert zeigen auf, dass das Siedlungsbild eher an eine mitteldeutsche Stadt erinnert, als an eine russische. Die Wahrnehmung der Zeitgenossen von Russland als einem rückständigen Reich schien sich hier zu bestätigen.³⁰

4. *Eigenwahrnehmung der Siedler*³¹

Interessant für die Selbstwahrnehmung der ankommenden Siedler sind die Angaben, die die Siedler bei ihrer Ankunft zu Protokoll gaben. So sind neben Alter, Konfession und Familiengröße auch Herkunft und Beruf verzeichnet worden. An dieser Stelle sei auf zwei Besonderheiten verwiesen. Bei den Berufsbezeichnungen überwiegen selbstverständlich die Ackerbauern und alle Formen von Handwerkern. Jedoch erscheinen in den Listen von Igor Pleve mehrere Siedler – vornehmlich aus den polnischen Gebieten – die als Beruf den Begriff

30 Vgl. dazu: Johann Christian Dietrich, Von der Unschädlichkeit der Pocken in Rußland und von der Rußlands Bevölkerung überhaupt, Göttingen/Gotha 1768; August von Haxthausen, Studien über die inneren Zustände, das Volksleben und insbesondere die ländlichen Einrichtungen Rußlands, Hildesheim/New York 1973; Peter Simon Pallas, Reise durch verschiedene Provinzen des Russischen Reichs, Graz 1967 und Christian Gottlob Züge, Der russische Colonist oder Christian Gottlob Züges Leben in Rußland. Nebst einer Schilderung der Sitten und Gebräuche der Russen, vornehmlich in den asiatischen Provinzen, Bremen 1992.

31 Die hier gezeigten Beispiele sind aus den Einwanderungslisten von Igor Pleve entnommen.

des Edelmannes angegeben haben. Über die genauen Gründe lässt sich mangels Mikroquellen nur spekulieren, dennoch erscheint es überraschend, dass Siedler, die an einen Ort gehen, an dem es noch keine Adelsstrukturen aufgrund fehlender Bevölkerung gibt, ihren Beruf als Edelmann angeben. Leider ist es nicht möglich zu erfassen, was genau diese Personen vor Ort als tatsächliche Tätigkeit ausgeführt haben, aber scheinbar hatten sie angenommen oder es als selbstverständlich erachtet weiterhin als Edelmänner oder -frauen angesehen zu werden.

Eine zweite Besonderheit stellt der einzige in den Listen auftauchende Jude dar, der neben der Konfessionsbezeichnung auch seinen Beruf als Jude angegeben hat. Aufgrund der innerrussischen Spannungen mit der jüdischen Bevölkerung waren Juden bei dem Aufruf Katharinas zwar nicht ausdrücklich unerwünscht, wurden aber auch nicht direkt eingeladen. Fraglich bleibt, ob die Nennung der Konfession bei der Berufsangabe ein auf die schwierige übersprachliche Kommunikation zurückzuführender Fehler war oder eine bewusst gewählte Formulierung.

Die genannten Besonderheiten zeugen von der besonderen Heterogenität der Siedler als Gruppe an sich noch bevor die Spannungen zwischen der Siedlergruppe als Ganzes mit der russischen Bevölkerung spürbar wurden.

Die räumliche Nähe und damit die Nachbarschaft der Siedler zur indigenen Bevölkerung des russischen Reiches in der Wolgaregion erschuf eine Basis für eine Integration der Siedler. Aufgrund der angesprochenen Spannungen und Kontaktschwierigkeiten wie Sprachbarriere, Begünstigung der Siedler auf Kosten der Einheimischen, Nichteinhaltung der Kolonisationsversprechen, etc. blieben die Integrationsversuche unvollständig.

5. Entwicklung der Wolgaregion bis zum Zweiten Weltkrieg

Aus dem vorangegangenen Kapitel geht hervor, dass ein Großteil der Siedler sich kulturell noch immer als Deutsche im russischen Zarenreich verstand. Die aufgezeigten Spannungen nahmen im Laufe des 19. Jahrhunderts nur bedingt ab. Zwar wurden durch das Auslaufen der Begünstigungen die Ungleichheiten etwas abgemildert, jedoch befeuerte das aufkommende Nationaldenken die Spannungen unterschiedlich immer wieder aufs Neue.

Die nationalen Spannungen und Verwicklungen, die in den Ersten Weltkrieg münden sollten, zwangen auch die Wolgadeutschen dazu, ihre eigene Zugehörigkeit neu zu bewerten. Unabhängig von der aktiven Pflege des deutschen Kulturgutes und der Sprache verstand sich ein großer Teil der Wolgadeutschen doch insofern als Russen, dass sie in der russischen Armee gegen das deutsche Kaiserreich in den Ersten Weltkrieg zogen.

Nach den Wirren des russischen Bürgerkriegs und der Sowjetisierung des Landes erhielt die Wolgaregion den Status einer Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik (ASSR).³² Auf diese Weise war die ASSR der Wolgadeutschen ein formal gleichgestelltes Mitglied innerhalb der Sowjetunion.

Die Machtergreifung Hitlers und der Aufstieg Nazideutschlands befeuerte das Deutschtum in der ASSR der Wolgadeutschen erneut und damit die Frage nach der Zugehörigkeit zur russisch geprägten Sowjetunion oder zum Deutschen Reich.

Trotz des Deutsch-Sowjetischen-Nichtangriffspakts war die Angst seitens der Sowjetführung und vor allem Stalins groß, dass die Wolgadeutschen mit Deutschland kollaborieren könnten. Spätestens nach Beginn des Unternehmens Barbarossa musste die sowjetische Führung damit rechnen, dass die deutschen Truppen bis in die Wolgaregion vorstoßen würden.

Bereits vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs auf europäischem Boden kündigte Hitler einen Besuch in der Wolgaregion für 1940 an. Die Führung der ASSR der Wolgadeutschen hatte bei Stalin darum geworben, den Führer des Deutschen Reiches mit entsprechenden Flaggen und Fahnen ehren zu dürfen. Dies wurde seitens Moskau bestätigt und die Fahnen wurden geliefert. Durch den Ausbruch des

32 Christoph Gassenschmidt, *Von der Revolution und der Partei getäuscht*. Bonn 1999, S. 28 – 29.

Krieges fand der Besuch nicht statt. Nach dem Überfall auf die Sowjetunion nutzte Stalin die in der ASSR der Wolgadeutschen gelagerten Hakenkreuzfahnen als ein Zeichen für die Kollaboration mit Nazi-Deutschland und ließ die Wolgadeutschen 1941 nach Kasachstan und Sibirien deportieren. Viele der deutschen Spuren im Wolgagebiet wurden im Zuge dessen vernichtet.³³

Die Deportation der Wolgadeutschen vernichtete nicht nur die ASSR der Wolgadeutschen, sondern auch die für 180 Jahre bestehende Nachbarschaft innerhalb der Region. Durch den Zustand der Deportation erhielten die Wolgadeutschen zwar eine neue räumliche Nachbarschaft wurden aber innerhalb der Gesellschaft der Sowjetunion exkludiert.

6. Anwendung der Raumkonzeption auf die Deutschen Auswanderer im 18. Jahrhundert

In der Einleitung des Bandes definiert Christian Jung Nachbarschaft in Anlehnung an Susanne Rau als einen Zustand räumlicher Nähe. Diese ist für die deutschen Siedler in der Wolgaregion durch den Zuzug in das Russische Reich gegeben. Im eigentlichen Sinne handelt es sich um eine Vermischung von Funktionsräumen. Die Siedler besetzen den geographischen Raum der Wolgaregion, deren indigene Bevölkerung durch den Siebenjährigen Krieg stark ausgedünnt worden war. Ihre vorrangigen Funktionen bestanden darin, das Gebiet gegen

33 Siehe hierzu etwa Schippan, *Wolgadeutsche* (wie Anm. 4), S. 186 – 189.

das als feindselig empfundene Osmanische Reich abzusichern³⁴ und das brachliegende Ackerland zu bestellen. Durch das Manifest wurden zu einem großen Teil Ackerbauern angesprochen, die den zweiten Funktionsraum besetzen sollten. Diese brachten aus der Heimat kulturelle Werte aber auch arbeitstechnische Systeme in das Siedlungsgebiet mit ein.

Die Funktionsräume der Siedler und der indigenen Bevölkerung überlagerten sich demnach zu einem großen Teil. Aufgrund der in Kapitel 3 und 4 dargelegten Spannungen kam es zu keiner wirklichen gemeinsamen Raumnutzung. Somit war zwar im eigentlichen Sinne der Definition eine Nachbarschaft vorhanden, die zwar oberflächlich das Merkmal der gemeinsamen Raumnutzung trug, jedoch zu keiner engeren Verbindung zwischen den benachbarten Gruppen führte. Statt der für eine Integration unerlässlichen weiteren Vermischung von Räumen – nicht nur innerhalb der Funktionen, sondern auch der kulturellen und sozialen Räume – wurden diese parallel besetzt.

Zum Ende des Zeitraums kurz vor und während des Zweiten Weltkrieges war die Angst vor einer Abspaltung der Wolgaregion seitens der sowjetischen Führung so groß, dass die Zwangsdeportation als logische Konsequenz des stalinistischen Russlands befohlen wurde. Die bestehende parallele Raumnutzung wurde somit gewaltsam aufgelöst.

³⁴ Diese vor allem politische Motivation für die Besiedlung des Gebietes war nicht Teil des Manifests.

7. Fazit

Der Artikel spannt einen Bogen zwischen der deutschen Besiedlung der Wolgaregion im 18. Jahrhundert und der Deportation der Wolgadeutschen im Zweiten Weltkrieg.

Die Anfänge der Besiedlung der Wolgaregion war eine durch die Regierung Katharinas II. gewünschte Einwanderung ausländischer, vornehmlich deutscher, Arbeitskräfte zur Absicherung und Nutzbarmachung der neugewonnenen Gebiete. Eine direkte Integration in die eigene Gesellschaft war nicht das vorherrschende Ziel. Trotz der räumlichen Nähe waren die Spannungen (Sprache, Ungleichbehandlung, Nichteinhaltung der Kolonisationsversprechen, Nationalgedanke) zwischen den Siedlern und der indigenen Bevölkerung so groß, dass eine Integration unterhalb der politischen Ebene nicht stattfand. Aufgrund der politischen Zusammenarbeit zwischen den Ortsvorstehern und den russischen Regierungsbeamten kann man vielleicht von einer unvollständigen Integration sprechen.

Unvollständig, da zum Beispiel im Ersten Weltkrieg und dem sich daran nahtlos anschließenden russischen Bürgerkrieg wolgadeutsche Männer in der russischen Armee dienten. In der aufkommenden Sowjetunion bekundeten die Wolgadeutschen ihre Zugehörigkeit zur Union durch die Bildung einer eigenen Sowjetrepublik. Durch die formale Autonomie als eigenständige Sowjetrepublik bildeten die Wolgadeutschen allerdings eine Abgrenzung gegenüber dem sie umgebenden russischen Gebiet.

Im Zweiten Weltkrieg schließlich führte das von der Sowjetischen Regierung unter Stalin empfundene ‚Deutschtum‘ der Wolgarepublik und die damit verbundene Angst vor einem Anschluss an Nazi-Deutschland zur Massendeportation der Wolgadeutschen. Die Deportation in Verbindung mit dem Vorwurf der faschistischen Kollaboration exkludierte die Wolgadeutschen aus der Sowjetgesellschaft.

Ausgehend von der unvollständigen Integration während der Einwanderung bis hin zur Zwangsdeportation wird die These aufgestellt, dass es sich bei der Ansiedlung der deutschen Einwanderer an die Wolga um eine fehlgeschlagene Integration handelt.

Die nachbarschaftliche Nähe innerhalb der in diesem Band gegebenen Definition hätte im Verlauf der Zeit zu einer engeren Verbindung zwischen den ehemaligen deutschen Siedlern und den sie umgebenden russischen Bevölkerungsgruppen führen können. Die fehlenden Voraussetzungen für eine Integration schon zu Beginn der Besiedlung und die anhaltenden Spannungen im Verlauf der wolgadeutschen Geschichte mündeten im Rahmen des Zweiten Weltkriegs in der Deportation und Exklusion der Wolgadeutschen.

Der fehlende Wille zu einer möglichen Reintegration nach dem Zweiten Weltkrieg und die Angst vor tatsächlichen oder eingebildeten Autonomiebestrebungen der Wolgadeutschen führten am Ende jedoch zu einem Zustand, der bis heute eine ganze Volksgruppe sowohl in ihrer russischen Heimat als auch in ihren deutschen Wurzelländern zu Fremden macht.

Literaturverzeichnis

- Inge Auerbach: Auswanderung aus Hessen: Ausstellung d. hess. Staatsarchive zum Hessentag 1984 in Lampertheim [wiss. Bearb. u. Katalog: Inge Auerbach; Jürgen Rainer Wolf; Winfried Schüler. Hess. Staatsarchiv, Marburg]. - 2., verb. Aufl. - Marburg: Hess. Staatsarchiv, 1986.
- Ausstellung der Hessischen Staatsarchive zum Hessentag 1984 in Lampertheim. Bearbeitet von Inge Auerbach, Jürgen Rainer Wolf, Winfried Schüler. 2. verb. Auflage Marburg 1986.
- W. Appel: Versuch einer Darstellung der Gründe für die rußlanddeutsche Auswanderung aus Hessen, in: Stumpp, Karl (Hrsg.): Heimatbuch der Deutschen aus Rußland. Stuttgart 1962.
- Gottlieb, Beratz: Die deutschen Kolonien an der unteren Wolga in ihrer Entstehung und ersten Entwicklung. Gedenkblätter zur hundertundfünfzigsten Jahreswende der Ankunft der ersten deutschen Ansiedler an der Wolga 29. Juni 1764-29. Juni 1914, Berlin 1923.
- Klaus-Peter Decker: Aufbruch zu fremden Ufern: Auswanderung aus dem Büdinger Land, Büdingen 2012.
- Klaus-Peter Decker: Büdingen als Sammelplatz der Auswanderung an die Wolga 1766, Büdingen 2009.
- Johann Christian Dietrich: Von der Unschädlichkeit der Pocken in Rußland und von der Rußlands Bevölkerung überhaupt, Göttingen und Gotha 1768.
- Christoph Gassenschmidt: Von der Revolution und der Partei getäuscht. Bonn 1999.
- August von Haxthausen: Studien über die inneren Zustände, das Volksleben und insbesondere die ländlichen Einrichtungen Rußlands, Hildesheim, New York 1973.
- Karl-Heinz Hillmann: Wörterbuch der Soziologie. 5. Vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage Stuttgart 2007.
- Henry Hysky-Dambmann: Vogelsberger Auswanderer in Rußland. Basierend auf einer von Lehrer Georg Kromm aus Jagodnaja an der Wolga im Jahre 1910 im Kreisblatt veröffentlichten Artikelserie, Schotten 1993.
- Igor Pleve: Einwanderung in das Wolgagebiet 1764-1767, 4 Bde., Göttingen 1999.
- Peter Simon Pallas: Reise durch verschiedene Provinzen des Russischen Reichs, Graz 1967.

- Susanne Rau: Räume. Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen, Frankfurt/Main 2013.
- Michael Schippan; Sonja Striegnitz: Wolgadetusche. Geschichte und Gegenwart, Berlin 1992.
- Katja Schneider: Assimilation und Integration aus der Perspektive der Rechtswissenschaft, in: Die Integrationsdebatte zwischen Assimilation und Diversität. Grenzziehungen in Theorie, Kunst und Gesellschaft, herausgegeben von Özkan Ezil, Andreas Langenohl, Valentin Rauer u.a., Bielefeld 2013, S. 213 – 240.
- Karl Stumpp: Die Auswanderung aus Deutschland nach Rußland in den Jahren 1763 bis 1862, Tübingen 1974.
- Christian Gottlob Züge: Der russische Colonist oder Christian Gottlob Züges Leben in Rußland. Nebst einer Schilderung der Sitten und Gebräuche der Russen, vornehmlich in den asiatischen Provinzen, Bremen 1992.
- <http://www.russlanddeutschesgeschichte.de/geschichte/teil1/abwertung/manifest22.htm> (26.01.2016)

Elizabeth Gaskells „North and South“ als *spatial story*

Larissa Sebastian

Noch bevor Richard Armitage einem Weltpublikum durch seine Darstellung des Zwergenkönigs Thorin Eichenschild in den Hobbit-Verfilmungen bekannt wurde, gelang ihm der Durchbruch im britischen Raum in der Rolle des Fabrikherrn John Thornton. Die Miniserie *North & South* war 2004 ein Überraschungserfolg und reiht sich ein in die vielzähligen BBC-Verfilmungen romantischer Romane in Tradition von Jane Austen. Sie erzählt die Liebesgeschichte zwischen der aus dem Süden stammenden, bürgerlichen Margaret Hale und des Fabrikanten John Thornton, seines Zeichens sozialer Aufsteiger im Norden, gesetzt vor den Hintergrund der heute als mittviktorianisch bezeichneten Gesellschaft. Erstmals veröffentlicht 1854 bis 1855 als serielle Publikation in Charles Dickens Wochenzeitschrift *Household Worlds*, scheint der Roman zeitgenössisch eher einem häuslichen, ergo weiblichen Publikum gegolten zu haben. Jedoch greift diese Vorstellung zu kurz. Die Handlung des Romans spielt sich hauptsächlich in der Stadt Milton-Northern ab, einer fiktionalisierten Form der Stadt

Manchester. Von Asa Briggs auch als „*shock-city of the age*“ bezeichnet¹, zeigt Milton-Northern die Charakteristika einer Stadt im Zuge der *Industrial Revolution*. Daher wurde Gaskells Roman in den kritischen Auseinandersetzungen von Literaturwissenschaftlern des letzten Jahrhunderts vor allem als *social-problem* bzw. *industrial novel* des Viktorianismus gelesen. Dieser häufig als Sub-Genre angesehene Korpus an literarischen Werken wurde größtenteils zwischen 1845 und 1855 verfasst², und befasst sich mit dem, was Thomas Carlyle bereits zeitgenössisch die „*Condition-of-England-Question*“ nannte.³ Industrialisierung und Urbanisierung - in der für den Roman zentralen Stadt Manchester beispielsweise hatte sich die Bevölkerung zwischen 1801 und 1831 auf 142.000 Einwohner verdoppelt⁴ - führten zu Veränderungen in der Gesellschaftsstruktur bereits vor Victorias Thronbesteigung. Insbesondere im Gedenken an die Wirtschaftskrise der 1840er - bezeichnend auch *Hungry Forties* im angelsächsischen Raum genannt⁵ - und der zunehmenden Pauperisierung der sich etablierenden Arbeiterschicht,

1 Asa Briggs, *Victorian Cities*, London 1963, S. 51.

2 Vgl. Michael Wheeler, *English Fiction of the Victorian Period 1830-1890*. Longman Literature in English Series, London 1985, S. 32.

3 Thomas Carlyle, *Chartism*, London 1840, S. 1-9.

4 Sue Zemka, *Brief Encounters. Street Scenes in Gaskell's Manchester*, in: *English Literary History (ELH)* 76/3 (2009), S. 793-819, hier S. 794.

5 Charlotte Boyce, *Representing the "Hungry Forties" in image and verse. The politics of hunger in early-Victorian illustrated periodicals*, *Victorian Literature and Culture* 40 (2012), S. 421-449, hier S. 421.

„[the] social-problem novel, in distinction to other contemporary works, shows us a group of writers using the resources of literary representation in order to try to resolve some large-scale problems in their society, problems which their politicians, economists and statisticians seemed to them wholly unable or unwilling to address“.⁶

Gaskell's Werk fällt in diese Kategorie durch ihre detaillierten Beschreibungen bezüglich der Arbeitersituation und Fabrikanten-policy in aufgeladenen Zeiten, welche innerhalb des Romans in einem gewalttätigen Streik gipfeln. Die Bedeutung der sozialen Frage in *North and South*, insbesondere in Zusammenhang mit dem was Janice Radway als „*ideal romance*“ charakterisiert⁷, ist in der literaturwissenschaftlichen Forschung kontrovers diskutiert worden:

“Modern critics who read *North and South* for its social commentary, from Louis Cazamian's 'The Social Novel in England' to Sally Minogue's 'Gender and Class in *Villette* and *North and South*', commonly fault Gaskell for failing to follow through with the potentially radical implications - Marxist or feminist - of the social issues she raises in *North and South*. Specifically, such critics object to the novel's 'happy ending', which is almost universally read as a retreat

⁶ Josephine Guy, *The Victorian Social-Problem Novel*, Basingstoke 1996, S. 11.

⁷ Janice Radway, *Reading the romance. Women, patriarchy and popular literature*, Chapel Hill 1991, S. 147.

from the troubling problems of the public sphere into a romanticized private and personal reconciliation“.⁸

Josephine Guy sieht in der unterschiedlichen und doch fast einheitlich negativen Bewertung die Auswirkungen anachronistischer Lesarten, die zum einen stark durch den Marxismus und Feminismus eingefärbt seien und zum anderen eines Unverständnisses dessen, was als soziales Problem mit sozialen Ursachen zeitgenössischen überhaupt wahrgenommen wurde.⁹ Um diese literaturwissenschaftliche Untersuchung vor allem im Sinne der Geschichtswissenschaft fruchtbar zu machen, wurde ein kontextualistischer Zugang gewählt, um sich der Materie anzunähern.

Essentiell um den zeitgenössischen Erfolg von *North and South* und die Möglichkeiten der Autoren Mitte des 19. Jahrhunderts zu verstehen, sind die neuen Publikationsformen. Die Expansion des Eisenbahnnetzes, Änderungen im Verlagswesen und vor allem das Aufkommen der seriellen Publikation, ermöglichte Autoren wie Gaskell eine gewisse Diskursmächtigkeit.¹⁰

„Gaskell (very much like Dickens) realized that the novel as a genre was a greatly suitable medium not only for articulating social ideas, but also for orchestrating the social debates and affecting the general

8 Dorice Williams Elliott, *The female visitor and the marriage of classes in Gaskell's North and South*, *Nineteenth-Century Literature* 49/1 (1994), S. 21-49, hier S. 23.

9 Guy, *Social-Problem Novel* (wie Anm. 6), S. 8-12.

10 Vgl. hierzu ausführlich Allan C. Dooley, *Author and Printer in Victorian England*, Charlottesville 1992.

production and circulation of social knowledge, and that it was particularly important at a time when such knowledge seemed wanting in the face of massive social change".¹¹

Romane wie *North and South* konnten durch Innovationen der Zeit ihren räumlichen Wirkungsbereich ausweiten und schufen gleichzeitig einen neuen Wissensraum. Daraus folgt, dass partikulare Positionen der diskursmächtigen Mittelschichten mit Zugang zum Publizieren und literarischen Konsumieren stärker rezipiert und reproduziert wurden.¹² Eine Frage, welche sich hier aufdrängt, ist die nach weiblicher Autorenschaft im 19. Jahrhundert, die „Problematik weiblicher Geschäftstätigkeit in einer maskulin kodierten, kommerzialisierten öffentlichen Sphäre“.¹³ Anders als ihre Vorgängerinnen, Jane Austen und die Brontë-Schwester, veröffentlichte Elizabeth Gaskell nicht unter einem männlichen Pseudonym. Noch wenige Jahre vor Veröffentlichung von *North and South* äußerte sich der amtierende Hofdichter Robert Southey gegenüber Charlotte Brontë:

11 Borislav Knežević, The novel as cultural geography. Elizabeth Gaskell's *North and South*, in: *Studia Romanica et Anglica Zagabiensia (SRAZ)* 56 (2011), S. 85-105, hier S. 102.

12 Vgl. Doris Feldmann / Christian Krug (Hrsg.), *Viktorianismus. Eine literatur- und kulturwissenschaftliche Einführung. Grundlagen der Anglistik und Amerikanistik* 38, Berlin 2013, S. 12.

13 Feldmann / Krug, *Viktorianismus* (wie Anm. 12) S. 76.

„Literature cannot be the business of a woman’s life: & it ought not be. The more she is engaged in her proper duties, the less leisure will she have for it, even as an accomplishment & a recreation“.¹⁴

In ihrer Biographie über Charlotte Brontë entwirft Gaskell als Legitimation der Autorentätigkeit jener und ihrer selbst, die Idee der *parallel currents* und *separate duties*. Sie schreibt:

„Henceforward Charlotte Brontë’s existence becomes divided into **two parallel currents** - her life as Currer Bell, the author; her life as Charlotte Brontë, the woman. There were **separate duties** belonging to each character – not opposing each other; not impossible, but difficult to be reconciled. [...] A woman’s principal work in life is hardly left to her own choice; nor can she drop the domestic charges devolving on her as an individual, for the exercise of the most splendid talents that were ever bestowed. And yet she must not shrink from the extra responsibility implied by the very fact of her possessing such talents. She must not hide her gift in a napkin; it was meant for the use and service of others. In an humble and faithful spirit must she labour to do what is not impossible, or God would not have set her to do it“.¹⁵

Die Person der Frau wird abgetrennt von ihrer Tätigkeit als Schriftstellerin; in den beiden Lebensbereichen nimmt sie unterschiedliche

14 Feldmann / Krug, *Viktorianismus* (wie Anm. 12) S. 72.

15 Elizabeth Gaskell, *The Life of Charlotte Brontë* Vol. II, London 2001, S. 50-51. Hervorhebung durch die Verfasserin.

Aufgabe wahr. Dabei ist es essentiell, dass die Befähigung zum Schreiben als Gott gegeben angesehen wird und sich ihr Autorentdasein im Zweifelsfall unterordnet. Das Schreiben wird als kulturelle Pflichterfüllung in Erweiterung der häuslichen Funktion inszeniert.¹⁶ Wenn auch eingeschränkt, markiert dies das Eindringen von Frauen in die öffentliche und männlich-kodierte Sphäre und ihr Ringen um Autorität in der sich entwickelnden sozialen Sphäre.

“The nineteenth-century ‘social’ is the reiterated sum of progressive philanthropies, theories of class, of poverty, of degeneration; studies of the domestic lives of workers, their housing, hygiene, morality; of their exploitation, or their need for protection, as this bore on their family lives too. It is a blurred ground between the old public and private, voiced as a field for intervention, love, and reform by socialists, conservatives, radicals, liberals, and feminists in their different and conjoined ways”.¹⁷

Dieses Zusammenspiel von Sphären schlägt sich auch im Roman nieder.

Öffentliche und private Sphäre treffen am eindrucklichsten aufeinander, wenn Margaret in den Straßen von Milton unterwegs ist,

„all by herself in this busy bustling place. Mrs. Shaw’s ideas of propriety and her own helpless dependence on others, had always made

16 Feldmann / Krug, *Viktorianismus* (wie Anm. 12) S. 70-74.

17 Denise Riley, *Am I that name? Feminism and the category of “women” in history*, Basingstoke 1996, S. 49.

her insist that a footman should accompany Edith and Margaret, if they went beyond Harley Street or the immediate neighbourhood“.¹⁸

Mrs. Shaw ist Margarets Tante, bei welcher sie vor Beginn des Romans viel Zeit verbringt. Tatsächlich ist die Hochzeit ihrer Kusine Edith Ausgangspunkt des Romans, da Margaret dadurch das Londoner Haus ihrer Tante verlässt und zu der Pfarrei ihres Vaters nach Helstone zurückkehrt. In der ländlichen Idylle ist sie jedoch kaum angekommen als der Vater den Umzug der Familie in den Norden, in die Industriestadt Milton bekannt gibt.¹⁹

Interessant ist, dass in London Margaret nur Harley Street für sich selbst erkunden kann.²⁰ Der restliche Raum kann von ihr nur in Gesellschaft eines Mannes erschlossen werden und ist stets gebunden an die bürgerlichen Vorstellungen von Schicklichkeit. In Milton hat sie neue Bewegungsfreiheit und ist selbständig in einem als öffentlich gekennzeichnetem Raum unterwegs. Vielfach geschildert wurde beispielsweise von Dorice Elliott, Doris Feldmann und Sue Zemka wie sie in diesem als Frau sichtbar wurde.²¹ So ist es für Margaret zunächst auch sehr bedrohlich die Mitglieder der Arbeiterklasse zu treffen.

18 Elizabeth Cleghorn Gaskell, *North and South*. Collection of British Authors Vol. CCCXXXIII, Leipzig 1855, S. 66-67.

19 vgl. Gaskell, *North* (wie Anm. 18), Kapitel II und IV, S. 11-18 und 27-37.

20 Ausgenommen „the free walks of her forest life“, vgl. Gaskell, *North* (wie Anm. 17), S. 67.

21 vgl. Elliott, *Visitor* (wie Anm. 8), Zemka, *Encounters* (wie Anm. 4), Feldmann / Krug, *Viktorianismus* (wie Anm. 12), S. 92.

Frauen verletzen ihre physische Integrität, indem sie ihre Kleidung berühren und Männer kommentieren ihr Aussehen öffentlich.

„The tones of their unrestrained voices, and their carelessness of all **common rules of street politeness**, frightened Margaret a little at first“.²² Unter diesen Regeln versteht sie selbst unter anderem einen „even and decorous pace“,

welchen man notwendigerweise erfüllen müsse, anstatt sich von dem eigenen freien Willen und Eingebungen leiten zu lassen.²³ Die Straße kann man Susanne Rau folgend als Wege-Raum oder situativ einen Straßenabschnitt als Punkt-Raum auslegen.²⁴ Literaturwissenschaftlich nimmt Zemka sie in ihrem Artikel *Brief Encounters: Street Scenes in Gaskell's Manchester* als Chronotopos wahr.²⁵ Ein Chronotopos wie ihn erstmal Michail Bahktin definierte, ist in der Literaturwissenschaft ein zeitlich und räumlich begrenzter Raum durchtränkt von Bedeutsamkeit.²⁶ Ähnlich evaluiert Moretti, dass insbesondere der *urban novel* abhängig von seiner Abbildung von Straßen und Nachbarschaften ist:

22 Gaskell, North (wie Anm. 18), S. 67. Hervorhebung durch die Verfasserin.

23 vgl. Gaskell, North (wie Anm. 18), S. 67.

24 vgl. Susanne Rau, *Räume. Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen*, Frankfurt 2013, S. 143.

25 vgl. Zemka, *Encounters* (wie Anm. 4), S. 793-799.

26 vgl. Michael Bahktin, *Forms of time and of the chronotope in the novel. Notes toward a Historical Poetics*, in: *The dialogic imagination. Four essays by M. M. Bahktin*, hrsg. von Michael Holquist, Austin 1981, S. 84-258.

„Specific stories are the product of specific place, I have often repeated; and now, the corollary of that thesis: without a certain kind of space, a certain kind of story is simply not possible“.²⁷

In *North and South* spielt Raum vor allem auch eine essentielle Rolle, da Gaskell einen sozialkonstruktivistischen Zugang zu ihren Charakteren wählt.

„Environment, the conditions under which any person or thing lives or is developed; the sum-total of influences which modify and determine the development of life and character“, is a concept which many Victorian writers explored, but which is specifically Elizabeth Gaskell’s central concern in her fiction“.²⁸

In Milton fungiert Margaret als Vermittlerin zwischen zwei benachbarten und doch fremden Lebenswelten in ihrer Tätigkeit als *female visitor*. Bereits Disreali evaluierte zeitgenössisch: „[rich and poor] are as ignorant of each other’s habits, thoughts, and feelings, as if they were dwellers in different zones, or inhabitants of different planets!“²⁹ Zeitgleich ist Margaret als Fokalisierungsinstanz vermittelnd für den Leser tätig, vor allem für den Leser aus der Mittelschicht und aus dem Süden Englands.³⁰ In Anlehnung an das Ideal der *Lady Bountiful*³¹ - im

27 Franco Moretti, *Atlas of the European Novel 1800-1900*, London 1998, S. 100.

28 Wheeler, *Fiction* (wie Anm. 2), S. 68.

29 Benjamin Disreali, *Sybil. Or the Two Nations*, Oxford 1998, S. 66.

30 vgl. Feldmann / Krug, *Viktorianismus* (wie Anm. 12), S. 92-93 sowie Deirdre David (Hrsg.), *The Cambridge companion to the Victorian novel*, Cambridge 2012 (2. Auflage), S. 25.

31 vgl. Jessica Gerard, *Lady Bountiful. Women of the landed classes and rural philanthropy*, in: *Victorian Studies* 30/2 (1987), S. 183-210, hier S. 183 und 190.

Süden eine Frau des Landadels, die karitativ die Armen mit Essen unterstützt - verlässt Margaret nämlich wieder den öffentlichen Raum der Straße und dringt in den privaten Raum der Arbeiternachbarschaft ein. Und hier stößt sie auf einige Schwierigkeiten: „In Milton, she must learn a new role, new behaviours, and new standards in order to engage with a new society; her safe and secure social identity of the south is destroyed“.³² Ihr von „südlichen“ Vorstellungen geprägtes Verhalten funktioniert im Norden nicht, die Schwierigkeiten „arise not from her lack of sympathy or moral capacity but from her failure to understand the [...] words and gestures“.³³

Gaskells Roman lebt von ihrer detaillierten Beschreibung, welche allgemein als authentisch angesehen werden.³⁴ Ermöglicht wurde ihr dies durch ihre eigene Biographie. Geboren in Chelsea (London), zog sie später als Frau eines unitarischen Pfarrers nach Manchester, wo sie selbst auch Wohltätigkeitsarbeit in den Arbeitervierteln leistete.³⁵ Als Bildungsroman lesbar, begleitet *North and South* den Lernprozess Margaret Hales. Sie muss lernen die semiotischen Signifikanzen und

32 Natasha Doski, *The romance of social problems in Austen and Gaskell* (Master Thesis), Wake Forest University 2014, S. 40.

33 Elliott, *Visitor* (wie Anm. 8), S. 39.

34 vgl. David, *Companion* (wie Anm. 30), S. 25 sowie Knežević, *Novel* (wie Anm. 10), S. 86.

35 via Jenny Uglow, 'Gaskell, Elizabeth Cleghorn (1810-1865)', in: *Oxford Dictionary of National Biography*, Oxford 2004 via <http://www.oxforddnb.com/view/article/10434> (zuletzt aufgerufen am 20.06.2016).

Sprechakte zu verstehen, die in der Stadt Milton-Northern vorherrschen. Cathrine Gallagher spricht in diesem Kontext auch von einer „*anarchy of significance*“, die entwirrt werden muss.³⁶ In Einklang zu Max Webers Auffassung von Kultur als Zeichennetz, evaluiert auch Rau, dass der Mensch erlernte Erkennungs- und Handlungsmuster sowie Markierungen, Zeichen und Hinweise aus der sozialen Umgebung, als auch die symbolischen Ordnungen benötigt, um das Individuum an die Gesellschaft zurückkoppeln.³⁷ Daran angelehnt ist ihre Definition des Repräsentationsraums, nicht als spiegelnde Räumlichkeit, sondern als „Schicht [...], die sich über einen gesellschaftlich genutzten Raum legt. Er wird über Bilder, Zeichen und Symbole vermittelt, die diejenigen, die ihn sehen und beschreiben, nicht immer klar zu dechiffrieren wissen, sondern quasi als physischen Raum wahrnehmen. Wenn die Codes des Repräsentationsraums gedeutet werden, wenn der Raum in dem mehr oder weniger intendierten Sinne genutzt und beschrieben wird, ist dies gleichzeitig auch ein Zeichen seiner gelungenen Einbettung in eine Kultur, seiner Verwobenheit mit einer geliebten Kultur“.³⁸ Diese Raumrepräsentationen kann man in *North and South* nicht nur lokal innerhalb einer Stadt aufspüren (Arbeiterviertel und bürgerliches Viertel), sondern in der regionalen

36 Catherine Gallagher, *The Industrial Reformation of English Fiction. Social Discourse and Narrative Form 1832-1867*, Chicago 1985, S. 181.

37 vgl. Rau, *Räume* (wie Anm. 24), S. 172.

38 vgl. Rau *Räume* (wie Anm. 24). S. 176-177.

Nachbarschaft des Nordens und Südens. Für den Leser erfassbar werden sie in der Person der Margaret Hale. Diese kann zugleich in dem Spannungsverhältnis öffentlicher und privater Sphäre sowie als Vermittlerin in der sozialen Sphäre als Reflektionsfläche ihrer sozialen Schicht dienen.³⁹ Dies deckt sich mit dem zeitgenössischen, viktorianischen Ideal von True Womanhood: Frauen wurden wahrgenommen als „morally superior to men, more sensitive, emotional, and intuitive. Innately nurturant and maternal they were expected to devote their lives to others, supervising, influencing, and guiding their families and servants“⁴⁰ und besaßen angeblich auch „unique qualities and greater skill in human relationships“.⁴¹ Wie bereits zu Anfang beschrieben, wird *North and South* als *social-problem* Roman angesehen.

„The Victorian social-problem novel represented an ‚appeal‘ not only in the broad Satrean sense of a writer’s creation finding its ‚fulfilment‘ in the reading, but also in the more specific sense of demanding a response of some kind, such as change of attitude or sense or behaviour.“⁴²

39 Elliott, *Visitor* (wie Anm. 8), S. 39.

40 Gerard, *Lady* (wie Anm. 31), S. 189.

41 Gerard, *Lady* (wie Anm. 31), S. 190.

42 Wheeler, *Fiction* (wie Anm. 2), S. 34.

Eingedenk dessen war es vielleicht Gaskell Motivation, die sozialen Probleme ihrer Zeit durch die Vermittlung von Frauen in der sozialen Sphäre, wie in *North and South* beschrieben⁴³, aufgehoben zu sehen.

Die unterschiedlichen Lebenswelten in *North and South* - die Nachbarschaften in Norden und Süden und die Nachbarschaft Nord und Süd - sind (und sollen) durch die Person der Margaret Hale greifbar (werden). Drei Beispiele aus dem Roman veranschaulichen, inwieweit Raumrepräsentation und Raumwahrnehmung verarbeitet wurden. Die ausführliche methodische Annäherung zielte darauf ab einen *reference frame* zu setzen, welcher wie Guy betont, essentiell bei der historisch motivierten Untersuchung von Literatur ist.⁴⁴

Das erste Beispiel soll aufzeigen, dass Implikaturen von Sprechakten zwischen Margaret und ihren neuen Nachbarn im Norden teilweise (nicht) verstanden werden. Sprechakte werden dabei der Pragmatik von Searle folgend als „basic unit of communication“ verstanden, welche „a series of analytic connections between the notion of speech acts, what the speaker means, what the sentence (or other linguistic element) uttered means, what the sentence intends, what the hearer understands, and what the rules governing the linguistic elements are“ umfasst.⁴⁵

43 Margaret greift deeskalierend in einen Streit ein und führt eine Annäherung zwischen John Thornton (Fabrikherr) und Higgins (Sprecher der Arbeiter) herbei.

44 Vgl. Guy, *Social-Problem Novel* (wie Anm. 6), S. 9.

45 John R. Searle, *An essay in the philosophy of language*, Cambridge 1970, S. 21.

Die Szene ist gesetzt in Milton und entfaltet sich folgendermaßen:

„And another day [walking through the streets] as [Margaret] was unconsciously smiling at some passing thought, she was addressed by poorly-dressed, middle-aged workman, with “You may well smile, my lass; many a one would smile to have such a bonny face”. This man looked so care-worn that Margaret could not help giving him an answering smile, glad to think that her looks, such as they were, should have the power to call up a pleasant thought. He seemed to understand her acknowledging glance, and a silent recognition was established between them”.⁴⁶

Später trifft sie denselben Mann und seine Tochter, woraufhin sie die beiden fragt:

“Where do you live? I think we must be neighbours, we meet so often on this road”

“We put up at nine Frances Street, second turn to th’ left at after yo’ve past th’ Goulden Dragon” “And your name? I must not forget that.”

“I’m none ashamed o’ my name. It’s Nicholas Higgins. Hoo’s called Bessy Higgins. Whatten yo’ aksing for?” Margaret was surprised at this last question, for at Helstone it would have been an understood thing, after the inquiries she had made, that she intended to come and call upon any poor neighbour whose name and habitation she had asked for”.⁴⁷

⁴⁶ Gaskell, North (wie Anm. 18), S. 68.

⁴⁷ Gaskell, North (wie Anm. 18), S. 69.

Anhand dieser Ausschnitte kann man mehrere Aspekte nachzeichnen. Zum einen wird deutlich, dass Margaret in Milton Nachbarschaft nicht in einem klassischen Jane-Austen-Sinne auslegt, wie Raymond Williams sie umreißt: „Neighbours in Jane Austen are not the people actually living nearby; they are the people living a little less nearby who, in social recognition, can be visited“.⁴⁸ Eine ähnliche Auslegung trifft auch Margarets Tante in London, in dem sie Freunde von den „gewöhnlichen“ Nachbarn als diejenigen „*acquaintances of the house*“ klassifiziert, welche man häufiger treffe.⁴⁹ Margaret erkennt die Higginses jedoch als Nachbarn trotz ihres niederen sozialen Ranges an. Interessant ist auch, dass Higgins' Sprechakt an Margaret in Form seines Kompliments, die gewünschte Handlung bei ihr auslöst, also verstanden wird, indem sie zurücklächelt („*Silent recognition was established between them*“). Als jedoch später in Margarets Frage nach dem Wohnort, die Implikatur, dass sie zu Besuch kommen möchte, nicht verstanden wird, kann man den Sprechakt als gescheitert bzw. nicht verstanden ansehen. Ob sich hierin ein Muster erkennen lässt, dass persönliche Interaktionen leichter verstanden werden als die, deren Implikationen sich aus dem Kulturmodell ableiten, müsste eine tiefgehende Textanalyse zeigen.

48 Raymond Williams, *The Country and the City*, New York 1973, S. 166.

49 Gaskell, *North* (wie Anm. 18), S. 2.

Ein Beispiel bezogen auf Missverständnisse, welche sich aus der Unkenntnis von Bedeutung, also ein Missverstehen semiotischer Signale ableiten, ist folgendes: Die Szene beschreibt den ersten Besuch bei den Higginses.

„Although the day was hot, there burnt a large fire in the grate, making the whole place feel like an oven. Margaret did not understand that the lavishness of coals was a sign of hospitable welcome to her [...] and thought that perhaps the oppressive heat was necessary for Bessy[‘s condition of health]“.⁵⁰

Dass es aber auch in Hinblick auf die Bedeutung von Kinesik (nicht-verbale Kommunikation) zu Diskrepanzen zwischen Margaret und Thornton, beide ja Mitglieder der Mittelschicht, kommt, zeugt ein Ausschnitt kurz nach seinem zweiten Besuch:

„When Mr. Thornton rose up to go away, after shaking hands with Mr. and Mrs. Hale, he made advance to Margaret to wish her good-bye in a similiar manner. It was the frank familiar custom of the place; but Margaret was not prepared for it. She simply bowed her farewell; although the instant she saw the hand, half put out, quickly drawn back, she was sorry she had not been aware of the intention. Mr. Thornton, however, knew nothing of her sorrow, and, drawing himself up to his full height, walked off, muttering as he left the house – “A more proud, disagreeable girl I never saw“.⁵¹

⁵⁰ Gaskell, North (wie Anm. 18), S. 95.

⁵¹ Gaskell, North (wie Anm. 18), S. 81-82. Ähnlich auch ihre erste Begegnung: Margaret und John warten auf ihren Vater, nachdem sie den Tag durch Milton

Margaret kennt das Händeschütteln als Verabschiedungsritus zwischen nur oberflächlich bekannten Personen nicht, und vollführt die für sie als angebracht angesehene Geste (Verbeugung). Sie ist mit den Handlungspraktiken nicht vertraut, erkennt das Zeichen zu spät und kann ihre Handlung nicht mehr anpassen. Er wiederum, erkennt ihre Irritation nicht und wertet ihre Verbeugung als Zeichen einer Beleidigung.

Bezüglich der Raumwahrnehmung sei an dieser Stelle gesagt, dass man Eigenverständnis und Fremdwahrnehmung differenzieren muss. Ein Beispiel für die Selbstwahrnehmung kann man natürlich in Verneinung der Alterität lesen, aber beispielsweise auch in Bessys Verständnis der Arbeiternachbarschaft als Hilfsverband: „If neighbours doesn't see after neighbours, I dunno who will.“⁵² Sie äußert sich dementsprechend in Kontext eines Streikes, welchen ihr Vater mitinitiiert hat, und sie versichert Margaret, dass man sich untereinander um die Kinder der Streikenden kümmern würde.⁵³

auf Häuserjagd gehetzt war: „She was tired now, and woud rather have remained silent, and taken the rest her father had planned for her; but of course, she owed it to herself to be gentlewoman, and to speak courtesly from time to time to this stranger [...] She wisehd that he would go, as he had once spoken of doing, instead of sitting there, answering with curt sentences all the remarks she made. [...] He almost said to himself that he did not like her, before their conversation ended; he tried to compensate himself for the mortified feeling, that [...] she looked at him with proud indifference [...] Her quiet coldness of demeanour he interpreted into contemptuousness [...]“ (Gaskell, North (wie Anm. 18), S. 59).

⁵² Gaskell, North (wie Anm. 18), S. 152.

⁵³ Bessys Einschätzung der Arbeitergemeinschaft als Hilfsverband ist vor allem interessant gespiegelt an Margarets Evaluation der Beziehungen in London stark gegenüber: „Margaret knew of house after house, where she for her own

Unter dem Aspekt der Fremdwahrnehmung reproduzieren vor allem Margaret und John in ihren Diskussionen der ersten Hälfte des Buches, klassische Vorurteile. So sagt er:

„I won't deny that I am proud of belonging to a town [...] the necessities oh which give birth to such grandeur of conception. I would rather be a man toiling, suffering – nay, failing and successful – here, than lead a dull prosperous life in the old worn grooves of what you call more aristocratic society down in the South, with their slow days of careless ease“ [...] “You are mistaken“ said Margaret, roused by the aspersion on her beloved South to a fond vehemence of defence [...] “You do not know anything about the South. If there is less adventure or less progress [...] from the gambling spirit of trade, which seems requisite to force out these wonderful inventions, there is less suffering also. I see men here going about in the streets who look ground down by some pinching sorrow or care [...]. Now in the South we have our poor, but there is not that terrible expression in their countenance of a sullen sense of injustice which I see here. You do not know the South, Mr. Thornton!“⁵⁴

sake, and her mother for her aunt Shaw's, would be welcomed, if they came in gladness, or even in peace of mind. If they came sorrowing, and wanting sympathy in a complicated trouble like the present [(der Umzug nach Milton)], then they would be felt as a shadow in all these houses of intimate acquaintances, not friends. London life is too whirling and full to admit of even an hour oft hat deep silence of feeling [needed] when grief was great“ (Gaskell, North (wie Anm. 18, S. 53). Nachbarschaft, ausgelegt als „acquaintances of the house“, wird in London also nicht als Verpflichtung zur Unterstützung angesehen.

54 Gaskell, North (wie Anm. 18), S. 77.

Bereits an anderer Stelle⁵⁵ ist beschrieben worden, inwieweit Margaret an dieser Stelle viktorianische Metaphern reproduziert, wie sie David Horne 1970 sehr prägnant erläuterte:

„In the **Northern** Metaphor Britain is pragmatic, empirical, calculating, Puritan, bourgeois, enterprising, adventurous, scientific, serious and believes in struggle. Its sinful excess is a ruthless avarice, rationalized in the belief that the prime impulse in all human beings is a rational, calculating, economic self-interest.

In the **Southern** Metaphor Britain is romantic, illogical, muddled, divinely lucky, Anglican, aristocratic, traditional, frivolous, and believes in order and tradition. Its sinful excess is ruthless pride, rationalized in the belief that men are born to serve.“⁵⁶

Diese Einschätzung ist insbesondere interessant, da auch eine Differenzierung entlang der Disparität von Stadt und Land denkbar gewesen wäre. G.E. Mingay erläutert dezidiert wie durch die Industrialisierung im 19. Jahrhundert die rurale Gesellschaft in England, welche für knapp fünfhundert Jahre Bestand hatte, ihr Ende fand.⁵⁷ Dieser Prozess sei zwar in ganz England nachzeichbar, jedoch, wären vor al-

55 vgl. Sandro Jung, Elizabeth Gaskell. Victorian culture and the art of fiction. Essays for the bicentenary, Gent 2010, S. 135 sowie Roberto Maria Dainotto, Place in Literature. Regions, cultures and communities, Ithaca und London 2000, S. 82.

56 David Horne, God is an Englishman, Sydney 1969, 22-23. Hervorhebung durch die Verfasserin.

57 G.E. Mingay, Rural life in Victorian England, London 1976, S. 184.

lem die Midlands und der Norden von der Expansion „*industrial communities*“ betroffen gewesen.⁵⁸ Auch in *North and South* sind die eponymen Metaphern gewichtiger als die Differenzkategorien Stadt und Land. Margaret bemängelt gegenüber ihrer Mutter zwar auch die „smokiness of [air in] Harley Street“⁵⁹, aber dennoch wird London nicht annähernd so beklemmend beschrieben wie Milton-Northern. London ist ein Zwischenziel Margarets und ihrer Eltern auf dem Weg nach Norden.

„It was long since Mrs. Hale had been in London; and she roused up, almost like a child, to look about her at the different streets and to gaze after and exclaim at the shops and carriages.“⁶⁰

Im Gegenzug dazu steht die Anreise in Milton:

„Nearer to the town, the air had a faint taste and smell of smoke; perhaps, after all, more a loss of fragrance of grass and herbage than any positive taste or smell. Quick they were whirled over long, straight, hopeless streets of regularly-built houses, all small and of brick. [...] People thronged the footpaths, most of them well-dressed, as regarded the material, but with a slovenly looseness which struck Margaret as different from the shabby, threadbare smartness of a similar class in London.“⁶¹

58 Mingay, *Life* (wie Anm. 57), S. 9.

59 Gaskell, *North* (wie Anm. 18), S. 37.

60 Gaskell, *North* (wie Anm. 18), S. 53.

61 Gaskell, *North* (wie Anm. 18), S. 55.

Obwohl London die zentrale Metropole Englands war, war sie nicht das Zentrum industrieller Konflikte. Diese wurde auch in London ausgetragen, „but in the variety of trades and in the functions of the capital in government and law and finance, there was a different, less isolating perspective“.⁶² Ein weiterer Verweis auf die untergeordnete Rolle der Stadt-Land-Dichotomie ist die Beschreibung des Städtchens Heston zwanzig Meilen vor Milton-Northern. Ländlich gelegen „it had a character of it's own [...] every thing looked more 'purposelike'. [...] The colours looked grayer - more enduring, not so gay and pretty“. Margaret selbst kontrastiert Heston mit ähnlichen Orten in Südengland:

„In such towns in the south of England, Margaret had seen shopmen, when not employed in their business, lounging a little at their doors, enjoying the fresh air, and look up and down the street. Here, if they had any leisure from customers, they made themselves business in the shop - even, Margaret fancied, to the unnecessary unrolling and re-rolling of ribbons“.⁶³

Die Metaphern von Nord und Süd sind dementsprechend eindeutig vorherrschend in Gaskells Roman.

In *North and South* versuchte Gaskell eine ausgeglichene Darstellung der industriellen Konflikte im Norden Englands darzustellen. Anders als in ihrem Roman *Mary Barton* (1848) war sie bemüht ihre

⁶² Williams, *Country* (wie Anm. 48), S. 219.

⁶³ Gaskell, *North* (wie Anm. 18), S. 54.

stereotype Beschreibung der Fabrikanten anzupassen.⁶⁴ Die Handlungsmotivation beider Klassen sollten in *North and South* nachvollziehbar sein, um eine Annäherung wie in der Handlung des Romans zu ermöglichen. Die *ideal romance* von Margaret und John endet mit der Verlobung der beiden im letzten Kapitel des Romans.⁶⁵ Dazu kommt es zu Margarets Hinterfragen der *Southern Metaphor* und Johns Annäherung an seine Arbeiter. „In the end north and south are dispelled and integrated in the foundation of a common ground where Margaret’s and Thornton’s modified attitudes can converge“.⁶⁶ Inwieweit diese Annäherung Gaskells Bildungsauftrag innerhalb des Romans war, sollte diese Untersuchung nicht klären. Vielmehr wurde der Versuch unternommen, das Konzept der *spatial story* auf *North and South* anzuwenden. Rau definierte in ihrer für diese Tagung grundlegende Monographie die *spatial story* wie folgt:

„In Anlehnung an Michel de Certeaus récits d’espace soll hier der Begriff spatial stories vorgeschlagen werden für Quellen, die uns Zugang zu den räumlichen Praktiken der historischen Subjekte gewähren. [...] Auch Raumdarstellung in der Literatur gehören letztlich zu den spatial stories“.⁶⁷

64 Wheeler, *Fiction* (wie Anm. 2), S. 69.

65 Gaskell, *North* (wie Anm. 18), S. 425-428.

66 Jung, Gaskell (wie Anm. 55), S. 135.

67 Rau, *Räume* (wie Anm. 24), S. 179f.

Jedoch bezog sie diese Kategorie eher auf Reiseberichte oder Karten. Ziel des vorliegenden Artikels war es die Möglichkeit, Raumdarstellung pragmatisch auszulegen, zu ergründen und zu untersuchen inwieweit Räume durch semiotische Raumrepräsentationen in einem literarischen Werk reproduziert werden. Für *North and South* lieferte diese Forschung das Ergebnis, dass die Vermittlung und Reproduktionen möglicherweise das Ziel der Autorin war, entscheidender jedoch, dass Raumrepräsentationen an zeitgenössische Vorstellungen zurückgekoppelt, also historisch kontextualisiert werden konnten.

Raumwahrnehmung nach dem Zweiten Weltkrieg in Gießen – Nachbarschaft versus Isolation?¹

Sarah Noske

1. Einleitung

„Was kann ich sonst tun? Ich muß es abwarten. Flak und Artillerie setzen die Akzente über unseren Tag. Manchmal wünsche ich, es wäre schon alles vorbei. Sonderbare Zeit. Man erlebt Geschichte aus erster Hand, Dinge, von denen später zu singen und zu sagen sein wird. Doch in der Nähe lösen sie sich in Bürden und Ängste auf. Geschichte ist sehr lästig.“²

Dieses einleitende Zitat stammt aus den Tagebuchaufzeichnungen einer Berliner Frau unmittelbar nach Ende des Krieges. Es beschreibt die Stimmung und die Verdrossenheit, die geherrscht haben muss. Auch wenn es sich hier um Berlin handelt, lässt sich die Stimmung auch auf Gießen ausweiten. Die Rede ist hier von Bürden und Ängs-

-
- 1 Dieser Aufsatz basiert auf einem Beitrag der gemeinsam mit Marie Püchner im Jahr 2012/13 zum Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten, mit dem Thema „Vertraute Fremde, Nachbarn in der Geschichte“ eingereicht wurde.
 - 2 Hans Magnus Enzensberger, Anonyma. Eine Frau in Berlin. Tagebuchaufzeichnungen vom 20. April bis 22. Juni 1945, Frankfurt am Main 2003, S. 26.

ten, die sich auch vielfach in den Gießener Polizeiakten und Beschreibungen der Bürger in den Nachkriegsjahren widerfinden lassen. Sowohl „Anonyma“ als auch die Gießener Bürger standen vor einem Trümmerhaufen von Stadt und Gesellschaft, die es wieder aufzubauen galt. Genau deshalb ist es so interessant, sich zu fragen, wie in dieser Zeit Nachbarschaft definiert wurde. Nachbarschaft als moralische und soziale Stütze? Nachbarschaft als ökonomische Notwendigkeit oder gar Nachbarschaft als Last? Nannte man Nachbarschaft überhaupt beim Namen?

In diesem Aufsatz wird es im Wesentlichen darum gehen zu untersuchen, inwiefern sich die Menschen, die sich nach dem Krieg zusammengewürfelt in neuen räumlichen Konstellationen wiederfanden, als Nachbarn verstanden. Eine Frage, die hierbei sehr bedeutend ist, ob Isolation Nachbarschaft ausschließt oder ob Isolation von dem nächst Wohnenden vielmehr eine Form der Nachbarschaft und der sozialen Bindung ist. Als theoretische Grundlage werden hierbei der Text von Susanne Rau und ihre Erläuterungen zu der Raumwahrnehmung dienen.³ Die Leitfrage dieses Aufsatzes lautet also: Gibt es in der Wahrnehmung der Menschen nach dem Zweiten Weltkrieg ein Idealbild der Nachbarschaft und erzeugt bloße räumliche Nähe schon diese Nachbarschaft?

3 Susanne Rau, *Räume, Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen*, Frankfurt am Main 2003, S. 171-174.

Zu Beginn wurde zwar ein Zitat einer Berlinerin genannt, jedoch wird dieser Aufsatz sich vor allem auf die regionale Ebene konzentrieren und nicht auf die Bundesebene. Mittels der Quellen lässt sich hierbei ein gutes Bild für Gießen herausarbeiten. Hierzu werden zunächst die Rahmenbedingungen nach dem Zweiten Weltkrieg in Gießen erläutert beziehungsweise die Einflussfaktoren, die das Zusammenleben mittelbar oder unmittelbar beeinflussten. Im Hauptteil dieses Aufsatzes werden Einzelfälle vorgestellt, die im Fazit anschließend verglichen werden, um die Leitfragen zu beantworten.

Diese beiden Fälle, zum einen ein Fall aus der Frankfurter Straße und zum anderen ein Fall aus der Kriegersiedlung in der Friedensstraße, wurden ausgewählt, weil sie wohl am besten die Probleme und Anliegen, die auch in den anderen Polizeiakten gesichtet wurden, in einem Dokument vereinen. Natürlich handelt es sich hierbei um Einzelfälle und diese sind nicht anwendbar auf die gesamten Nachbarschaftsverhältnisse in Gießen. In diesen speziellen Fällen, die vorgestellt werden, handelt es sich vor allem um die Jahre von 1951 bis 1953.

Außerdem war das Adressbuch der Stadt Gießen eine Hilfe, um herauszufinden, wer in welchem Haus wohnhaft war.⁴

4 Stadtarchiv Gießen, Adressbuch der Stadt Gießen, Gießen 1951.

2. Rahmenbedingungen und Einflussfaktoren⁵

In Gießen waren rund 70% der Stadt durch den Krieg zerstört. ⁶ Ein derartiges Ausmaß an Zerstörung konnte so schnell nicht wieder in Ordnung gebracht werden. ⁷ Dies wird auch vermehrt in den Polizeiakten deutlich, in denen des Öfteren die Wohnlage beschrieben und kritisiert wurde. ⁸ Beispielsweise heißt es in einem Polizeibericht im Betreff: „Betrf.: Unhaltbarer Zustand in und um das Anwesen Grünberger Straße 162 (so genanntes Russenhaus.“) ⁹

Weiterhin heißt es in dem Polizeibericht:

„Das Grundstück mit dem z. Teil durch Kriegseinwirkung zerstörten Haus [...] ist von den wahllos im Jahre 1945 eingezogenen Bewohnern zu einem Wohnhaus zurecht gemacht worden. Es wohnen dort 8 Parteien, vorwiegend Ausländer. Die primitive Toilettenanlage ist nicht an die städtische Kanalisation angeschlossen. Der Kot und der Urin, der in die dafür vorgesehen Jauchegrube fließt, steht in dem Raum und hat keinen Abfluß. Die Jauchegrube welche außerhalb des Gebäudes ist fließt über und verbreitet einen ekelerregenden Gestank [...]. Weil diese Anlage wegen Überfüllung nicht mehr benutzt werden kann, sind die Menschen gezwungen, ihre Notdurft in den angrenzenden Wald zu verrichten. Weiter wird von

5 Siehe Anhang: Impressionen nach dem Zweiten Weltkrieg aus Gießen (Abb. 1 – Abb.4).

6 Kerstin Liedtke, Gießen ist...eine Kriegswitwe unter den deutschen Städten, <http://giessen-entdecken.de/giessen-ist-eine-kriegswitwe-unter-den-deutschen-staedten/> (zuletzt abgerufen am 07.10.2016), Gießen 2014.

7 Stadtarchiv Gießen, N 2251 Polizeibericht vom 1.Dezember 1962.

8 Siehe auch: Stadtarchiv Gießen, N 2235 Polizeibericht vom 6. Januar 1950: Problematik bei der Unterbringung von Obdachlosen.

9 Stadtarchiv Gießen, N 2235 Polizeibericht vom 30. Mai 1952.

den Bewohnern der Küchenabfall und dergleichen in den Wald verbracht.“¹⁰

Dieser Fall ist sicher nicht anwendbar auf die gesamte Wohnlage in Gießen. Dennoch verdeutlicht dieser Einzelfall die Problematik, vor der die Bewohner einer ausgebombten Stadt häufig standen: fehlende Hygienevorrichtungen und überfüllte Wohnungen. Bemerkenswert ist außerdem die spezifische Nennung der ansässigen Ausländer.

Ein weiteres Problem der Nachkriegszeit war auch, dass Baumaterial sehr rar war und Häuser, die neu hergerichtet wurden, oft sehr dünne Wände hatten.¹¹

Beispielsweise heißt es in einem Polizeibericht vom 1. Dezember 1962:

„ In dieser Baracke wohnen eine Vielzahl von Familien und Einzelpersonen. Die baulichen Verhältnisse der Unterkünfte sind so, daß durch die dünnen Holzwände hindurch vom Nachbarn gehört werden kann, was in der Wohnung von der anderen Familie gesprochen wird.“¹²

10 Stadtarchiv Gießen, N 2238 Polizeibericht vom 30.Mai 1952.

11 Adelheid von Saldern, Lebensbedingungen und Lebenschancen in den Neubausiedlungen, in: Neubausiedlungen der 20er und 60er Jahre: Ein historisch-soziologischer Vergleich, hrsg. von Ulfert Herlyn / Adelheid von Saldern /Tessin Wulf, Frankfurt a.M. 1987, S.51-73, hier S. 56.

12 Stadtarchiv Gießen, N 2251 Polizeibericht vom 1.12.1962.

Deutlich wird, wenn man weitere Polizeiberichte sichtet, dass es des Öfteren zu Ruhestörungen kam.¹³ Die Art der Wohnungen hatte also auch Einfluss auf das Zusammenleben der Menschen.

Als soziales Konstrukt in der Nachkriegszeit sind vor allem die Siedlungen zu nennen, die auf Grund von geringer Mobilität Freundschaften und Nachbarschaften förderten.¹⁴ Typisch für diese Siedlungen waren Gemeinschaftsküchen, gemeinsame Gartenanlagen und teilweise auch gemeinsame Gruppenaktivitäten.¹⁵ Allerdings führte die gemeinsame Nutzung von Räumen wiederholt zu Konflikten, wie anhand des Beispiels der Kriegersiedlung in der Friedensstraße später deutlich werden wird.

Des Weiteren lebten die Menschen nicht nur in räumlicher Nähe zueinander, sondern auch zu den Besatzungsmächten.¹⁶ Der Einfluss, den die amerikanische Kultur in Gießen ausübte, ist nicht zu vernachlässigen. Später wird dies auch an den vorgestellten Quellen deutlich.

13 Siehe auch: Stadtarchiv Gießen, N 2243 Polizeibericht vom 12. Juni 1951: Ruhestörung durch die Firma Heyligenstädt; Stadtarchiv Gießen, N 2251 Polizeibericht vom 30. Juli 1949: Ruhestörung durch Studenten; Stadtarchiv Gießen, N 2251 Polizeibericht vom 6. Dezember 1960: Ruhestörung durch Musizieren in benachbarter Wohnung.

14 von Saldern, Lebensbedingungen (wie Anm. 11), S. 57.

15 von Saldern, Lebensbedingungen (wie Anm. 11), S.57.

16 Siehe auch: Stadtarchiv Gießen, N 2251 Polizeibericht vom 22. November 1951: Amerikanischer Soldat soll mitten in der Nacht in der Friedensstraße randaliert haben.

Des Weiteren beschreibt Detlef Siegfried das Verhalten der Menschen gerade in den 1950er Jahren als „blinde Arbeitswut und politische Vergangenheitsverdrängung“. ¹⁷ Durch den beginnenden Wirtschaftsboom versuchten viele Menschen, den Anschluss an die sich gestaltende Leistungsgesellschaft zu finden. ¹⁸ Privatisierung und persönliche Karriere standen immer mehr im Mittelpunkt.

Ebenso war die Zurschaustellung von Wohlstand in der Nachkriegsgesellschaft ein wichtiges Mittel, um sich von seiner Umgebung abzuheben. Durch die Massenmotorisierung geschah dies des Öfteren durch ein neues Auto. ¹⁹ Aber auch Radio und Fernseher spielten eine große Rolle, wie in den Quellen, die gesichtet wurden, deutlich wird. ²⁰ Durch den enormen Wirtschaftsaufschwung nahmen eben auch die Unterschiede zwischen den Familien zu. Reinbold beschreibt die Entwicklung, wie das Gemeinschaftsgefühl der Trümmerjahre ersetzt wurde, durch den nun aufkommenden Konsumwettbewerb. ²¹ Die

17 Axel Schildt / Detlef Siegfried, Deutsche Kulturgeschichte. Die Bundesrepublik - 1945 bis zur Gegenwart (Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Bd. 1011), Bonn 2009, S. 98.

18 Merith Niehuss, Familie, Frau und Gesellschaft. Studien zur Strukturgeschichte der Familie in Westdeutschland 1945 - 1960 (Schriftenreihe der historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 65), Göttingen 2001, S. 58.

19 Siehe auch: Stadtarchiv Gießen, N 2243 Polizeibericht vom 5. Oktober 1950.

20 Siehe auch: Stadtarchiv Gießen, N 2251 Polizeibericht vom 15. November 1962.

21 Michael Reinbold, Trautes Heim - Glück allein. Anmerkungen zu Ehe und Familie nach dem Krieg und in den Fünfzigern, in: Party, Perlon, Petticoats. Kultur der fünfziger Jahre in Westdeutschland. Aspekte einer kulturgeschichtlichen Epoche (Kataloge des Landesmuseums für Kunst- und Kulturgeschichte Oldenburg 26), hrsg. von Michael Reinbold, Oldenburg 2008, S.10-21, hier S. 19.

nun wirtschaftliche Abgrenzung spielt auch in vielen Fällen eine große Rolle, auch weil natürlich nicht jeder „Verlierer“ des Krieges war. Der eine hatte eben mehr verloren als der andere.

Als weiterer Aspekt ist die Fokussierung auf die Familie und Privatsphäre zu nennen. Hierbei ist vor allem der Aspekt der Emanzipation der Frau als wesentlicher Einflussfaktor zu nennen. Während des Krieges waren die Frauen dazu gezwungen, eine Arbeit zu ergreifen und die Rolle des Mannes zu ersetzen. Dies führte gerade bei den Rückkehrern zu einem großen Problem. ²² Hatte man die Frau doch als Hausfrau verlassen, trat sie einem nun als moderne und selbstbewusste Frau gegenüber, die Arbeit und Familie vereinigte. ²³

Beispielsweise heißt es auch in den Tagebuchaufzeichnungen aus Berlin, die zu Beginn schon genannt wurden:

„Immer wieder bemerke ich in diesen Tagen, daß sich mein Gefühl, das Gefühl aller Frauen den Männern gegenüber ändert. Sie tun uns leid, erscheinen uns so kümmerlich und kraftlos. Das schwächliche Geschlecht. Eine Art von Kollektiv – Enttäuschung bereitetet sich unter der Oberfläche bei den Frauen vor. Die männerbeherrschte, den starken Mann verherrlichenden Naziwelt wankt – und mit ihr der Mythos „Mann“.“ ²⁴

Auch das Idealbild einer Familie prägte das Zusammenleben. Eine alleinerziehende oder alleinlebende Frau galt nicht als vollkommen und

²² Siehe auch: Stadtarchiv Gießen, N 2236 Polizeibericht vom 23. Februar 1951.

²³ Niehuss, Familie (wie Anm. 18), S. 307.

²⁴ Enzensberger, Anonyma (wie Anm. 2), S. 51.

kam auch in den Polizeiakten nicht gut weg.²⁵ Adelheid von Saldern beschreibt treffend, dass eine Frau gerade in den Neubausiedlungen an der Familie und an dem Mann orientiert sein sollte. Des Weiteren war es von großer Bedeutung immer freundlich, hilfsbereit und ordentlich zu sein.²⁶

Im Großen und Ganzen lässt sich sagen, dass man sich sowohl innerhalb der Familie als auch untereinander in einem Spannungsfeld zwischen den alt hergebrachten Normen, aber auch einer Aufweichung der moralischen Grundsätze und einer sich mehr und mehr öffnenden Gesellschaft befand.²⁷

Der wohl wichtigste Punkt ist, dass nun Menschen unterschiedlichster Art zusammengewürfelt wurden, auch durch die immense Zahl der Displaced Persons. Hierbei kann man sich die Frage stellen, inwiefern sich so das Konfliktpotential erhöhte. Doch an dieser Stelle ist die Frage nicht von Bedeutung.²⁸

25 Stadtarchiv Gießen, N 2251 Polizeibericht von B. Datum unbekannt.

26 Von Saldern, Lebensbedingungen (wie Anm. 11), S. 63.

27 Christian De Nuys-Henkemann, „Wenn die rote Sonne abends im Meer versinkt...“. Die Sexualmoral der fünfziger Jahre, in: Sexualmoral und Zeitgeist im 19. und 20. Jahrhundert, hrsg. von Anja Bagel-Bohlan, Opladen 1990, S.107-145, hier S. 108.

28 Siehe dazu: Walter Siebel, Von der ökonomischen Notwendigkeit zur Integrationsdebatte. Nachbarschaft vor Ort, in: Illusion der Nähe?, hrsg. von Christoph Bartmann / Carola Dürr, Göttingen 2011, S. 49-60.

Siehe auch: Stadtarchiv Gießen, N 2251 Polizeimeldung des Gemeinnützigen Wohnungsbaus GmbH Gießen vom 5. August 1950: Vorwurf der „Kuppelei“ auf Grund von Übernachten fremder Personen in Siedlungshäusern

*Fall 1: Frankfurter Straße*²⁹

Die vorliegende Quelle stammt aus dem Jahre 1953. Parteien sind hier zum einen eine Werkstatt mit der dazugehörigen Familie, die sich durch die nächst wohnende Familie belästigt fühlen, und zum anderen Familie B. mit ihren Kindern. Insgesamt wohnen sieben Menschen in der Behausung der Familie B.³⁰

Die Quelle ist, wie in der Einleitung schon erwähnt, ein Polizeibericht. In diesem Beispiel setzt sich der Bericht aus zwei Stellungnahmen der Familie D., der die Werkstatt gehört, einem Bericht der Polizei und schließlich einer Stellungnahme der Polizei zusammen.

Die Familie B. und gerade die Kinder würden unmögliches Verhalten an den Tag legen, so heißt es in dem Bericht.³¹ Sie würden andauernd die Besitzer der Werkstatt und auch ihre Kunden beschimpfen. Außerdem würde der Schäferhund der Familie B. seine Notdurft innerhalb des Hauses verrichten. Aus dem Bericht geht außerdem hervor, dass es sich bei der beschuldigten Familie um eine Familie handelt, die staatliche Unterstützung bezieht und in ärmlichen Verhältnissen lebt. Laut Polizei seien die Verhältnisse der *„heutigen Wohnungsnot entsprechend.“*³² Weiterhin wichtig zu erwähnen ist, dass die Wohnung der beschuldigten Familie B. sich über den Arbeitsräumen

29 Siehe Anhang: Fotografie der Frankfurter Straße vor dem Zweiten Weltkrieg (Abb.5).

30 Stadtarchiv Gießen, N 2251 Polizeibericht vom 19. August 1953.

31 Stadtarchiv Gießen, N 2251 Polizeibericht vom 24. Juli 1953.

32 Stadtarchiv Gießen, N 2251 Polizeibericht vom 19. August 1953.

der Werkstatt zu befinden scheint. Auch könne man der Arbeit nicht nachgehen durch den Lärm, den die Familie B. erzeugen würde.³³

Interessant ist weiterhin, dass erwähnt wird, dass bei der Familie, die die Werkstatt besitzt, größtenteils nur besser gebildete Leute ein und ausgehen würden:

„Es kommt fast täglich zwischen diesen Menschen zu Zänkereien, [...]. Wie angenehm es uns und unserer durchweg nur besseren Kundschaft ist, sich diesen Skandal mit anhören zu müssen, kann sich jedermann vorstellen.“³⁴

Signifikant ist auch die Bezeichnung „diese Menschen“, es klingt abwertend. Ergänzend hierzu muss man erwähnen, dass in den Polizeiakten, die gesichtet wurden, die Bezeichnung „Nachbar“ nicht fällt. Allerdings wird diese abneigende Haltung auch an einer anderen Stelle in dem Polizeibericht deutlich: *„Es ist klar, dass ein Kunde nicht zum tanken hält, wenn er solch fragwürdige Elemente vor sich hat, sondern gleich weiter fährt.“*³⁵ Die Familie B. sei also auch geschäftsschädigend. Vielfach wird in dem Polizeibericht erläutert, wie unmöglich die Familie sich zu benehmen scheint:

„Meine Garagen - Kundschaft beschwert sich über solche Zustände und drohen uns Kündigung der Garagen an, wenn dies nicht aufhören sollte.“

³⁶ Vor allem die Kinder seien unerzogen und frech und würden absichtlich

33 Stadtarchiv Gießen, N 2251 Polizeibericht vom 24. Juli 1953.

34 Stadtarchiv Gießen, N 2251 Polizeibericht vom 24. Juli 1953.

35 Stadtarchiv Gießen, N 2251 Polizeibericht vom 24. Juli 1953.

36 Stadtarchiv Gießen, N 2251 Polizeibericht vom 24. Juli 1953.

randalieren: „[...] Doch nicht genug damit, ist das absichtliche randalieren und schreien der dazu gehörenden Kinder [...] nicht zu unterbinden, trotzdem wir das täglich verbieten.“³⁷

„Randalieren“ meint hier zum einen das Fußballspielen der Kinder und zum anderen das angebliche aggressive Auftreten der Kinder.³⁸

Ganz offensichtlich scheint sich Familie D., die Besitzer der Werkstatt, in ihrem Raum angegriffen zu fühlen. Sowohl durch Ruhestörung, als auch durch das Auftreten der Familie B. im Hof. Familie D. definiert ihren Raum durch die Tankanlage und die Werkstatt, die im Hof zu liegen scheint, aber auch generell durch ihre Wohnung. Des Öfteren wird aber auch die Hygiene der Wohnung der Familie B. kritisiert, was in erster Linie nicht Einflussbereich der Familie D. ist.³⁹ Fraglich ist auch, ob der Hof ein allen zugänglicher Gemeinschaftsraum ist.

Ein wichtiger Aspekt ist, dass Familie B. erst nach dem Krieg in diese Wohnung eingewiesen zu sein scheint. Sie erscheinen als „Störenfriede“ in der Gemeinschaft. Ein interessanter Aspekt, der darauf hinweisen könnte, dass auch Zeit, also die Entwicklung und Dauer, ein entscheidender Faktor für das Verständnis und die Wahrnehmung von Nachbarschaft ist.

37 Stadtarchiv Gießen, N 2251 Polizeibericht vom 24. Juli 1953.

38 Stadtarchiv Gießen, N 2251 Polizeibericht vom 24. Juli 1953.

39 Stadtarchiv Gießen, N 2251 Polizeibericht vom 24. Juli 1953.

Des Öfteren wird in der Polizeiakte erwähnt, dass Familie D. nicht die einzige Familie sei, die sich belästigt fühlen würde. Auch die „Bewohner des Vorderhauses“, die namentlich nicht genannt werden, würden Angst vor der Familie und vor allem vor dem gewalttätigen Sohn haben. Die Gemeinschaftswaschküche befinde sich nämlich in der Behausung der Familie B., was die anderen Bewohner dazu veranlasse, ihre Wäsche in ihrer eigenen Wohnung zu waschen.⁴⁰ Hierbei findet also eine Abgrenzung statt: die „Bewohner der Vorderhauses“ eingeschlossenen Familie D., der die Werkstatt gehört, gegenüber der unhaltbaren Familie von nebenan.

Des Weiteren wird mehrfach betont, dass man Familie B. darauf aufmerksam gemacht habe, sich besser zu benehmen. Kommunikation scheint also laut Familie D. noch stattzufinden.⁴¹ Bemerkenswert erscheint allerdings, dass in dem Bericht der Polizei vermerkt wurde, dass nun mehrfach Polizisten das Anwesen kontrollierten, allerdings sei nie Fußball gespielt worden oder an der Tankstelle geraucht worden. Sprich Ruhestörungen oder Störungen des Geschäfts würden nicht vorliegen.⁴²

In einem weiteren aufschlussreichen Ausschnitt aus dem Polizeibericht wird ein Lösungsweg vorgeschlagen, um das zu erreichen was sich vor allem die Beschwerdeführer („Wir“) für das Zusammenleben wünschen:

40 Stadtarchiv Gießen, N 2251 Polizeibericht vom 19. August 1953.

41 Stadtarchiv Gießen, N 2251 Polizeibericht vom 24. Juli 1953.

42 Stadtarchiv Gießen, N 2251 Polizeibericht vom 19. August 1953.

„Wir müssen deshalb die Polizei um Abhilfe bitten, hier Abhilfe zu schaffen, und uns diese Störenfriede vielleicht durch Verlegen, vom Halse zu schaffen. Wir leben ja schliesslich in einem Rechtsstaat und nicht in Wildwest, wo vielleicht alles erlaubt ist. Wir haben mit diesen Menschen besonders auf gütlichem Wege versucht, Ruhe, Ordnung und Frieden zu halten, doch es ist alles nutzlos. [...], denn die Sittlichkeit der Jugend ist hier stark gefährdet. Die Wohnverhältnisse sind mehr als katastrophal zu bezeichnen.“⁴³

Welche Ideale gerade Familie D. an einen Nachbarn stellt, scheint offensichtlich: Ruhe, Ordnung und Frieden. Außerdem solle auch die Sittlichkeit der Jugend nicht vernachlässigt werden.⁴⁴

Adelheid von Saldern beschreibt, dass die ordentliche Aufrechterhaltung des Haushalts durch die Frauen in den 1950er Jahren von großer Bedeutung war.⁴⁵

Des Weiteren erwähnt Familie D., dass man alles getan habe um Familie B. aus dem Weg zu gehen. Nicht jeder scheint automatisch zu der Gemeinschaft zu gehören. Familie D. und „die Bewohner des Vorderhauses“ erscheinen als geschlossene Gemeinschaft gegen Familie B.. Begründet oder nicht, Abgrenzung nach Außen fördert die Integration nach Innen. Abgrenzung findet sich auch an einer weiteren Stelle:

43 Stadtarchiv Gießen, N 2251 Polizeibericht vom 24. Juli 1953.

44 Stadtarchiv Gießen, N 2251 Polizeibericht vom 24. Juli 1953.

45 Von Saldern, Lebensbedingungen(wie Anm. 11), S. 62.

„Wir werden damit in unserem Geschäft erheblich geschädigt und können wir als nicht unbedeutende Steuerzahler uns solches nicht gefallen lassen.“⁴⁶

Im Großen und Ganzen zeigt dieses Beispiel, dass gute Nachbarschaft nicht selbstverständlich ist. Es scheint, als ob nicht jeder automatisch dazu gehört. Nachbarschaft scheint etwas Exklusives zu sein, etwas, was sich erst entwickelt. Die Anforderungen an ein gelungenes Zusammenleben scheinen neben Ordnung, Ruhe, Frieden und Sittlichkeit auch ein gewisser Lebensstandard zu sein.

Fall 2: Friedensstraße/ Kriegersiedlung

Das nächste Beispiel ist die Friedensstraße, auch als Kriegersiedlung bekannt. Über die Kriegersiedlung findet man in den Polizeiakten erstaunlich viel Material. Erstaunlich deshalb, weil in der Regel von einem Fall nur ein oder zwei Seiten in den Akten zu finden sind. Von der Kriegersiedlung jedoch finden sich mehrere Fälle über mehrere Jahre auf eine größere Anzahl von Seiten verteilt.

Wie in den Adressbüchern der Stadt Gießen ersichtlich, scheint die Kriegersiedlung ein Teil der Friedensstraße zu sein.⁴⁷ Die Kriegersiedlung umfasste die Hausnummern von 7 bis 37.⁴⁸ Die Friedensstraße

46 Stadtarchiv Gießen, N 2251 Polizeibericht vom 24. Juli 1953.

47 Stadtarchiv Gießen, Adressbuch der Stadt Gießen aus dem Jahre 1951.

48 Siehe Anhang: Hausordnung (Abb.8) und Fotografien der Kriegersiedlung (Abb.6 und Abb.7).

befindet sich parallel zum Kugelberg, zwischen der Licherstraße und der Grünberger Straße.

Der Bericht besteht aus Vernehmungen und aus Stellungnahmen beider Parteien. Der Konflikt scheint lange angedauert zu haben. Des Weiteren ging es nicht um ein einzelnes Vergehen, sondern um eine Anhäufung von Vergehen. Zu Beginn scheint es nur darum zu gehen, dass Frau L. ihre Teppiche und andere Gegenstände über den Balkonen der anderen Familie ausschüttelte und diese sich über die Verschmutzung ihrer Lebensmittel, die sie auf dem Balkon stehen hatten, beschwerte.⁴⁹ In dem anderen Bericht allerdings geht es mehr um Familie D., die sich zu Beginn auf die Seite der Familie L. gestellt hat. Darüber hinaus werden viele andere Verstöße genannt, die Frau L. begangen haben soll.⁵⁰ Allerdings würde die Nennung dieser angeblichen Verstöße nicht angemessen sein und man erhält als Leser den Eindruck, dass die Vergehen weniger relevant sind als die Tatsache, dass keine Sympathie vorliegt.

Jedoch sehr anschaulich sind die detaillierten Listen, die Herr B. über Frau L. zu führen scheint. Die einzelnen Tage sind jeweils konkret aufgelistet und die vermeintlichen Vergehen der Frau L. werden akribisch protokolliert.⁵¹ Hier wird auch die soziale Kontrolle, unter die ein jeder der in unmittelbarer Nähe zu einem anderen Haushalt lebt, sich unterwirft, deutlich.

49 Stadrarchiv Gießen, N 2251 Polizeibericht vom 5.Mai 1953.

50 Stadrarchiv Gießen, N 2251 Polizeibericht vom 23.April 1953.

51 Siehe Anhang: Abb.9 und Abb.10.

Des Weiteren soll Frau L. ihren Karren vor dem Gartentürchen gestellt haben, sodass keine Person Eintritt hatte.⁵²

Zur Raumdefinition ist in diesem Fall zu nennen, dass man sich hier gestört fühlt durch das angebliche Verschmutzen des Balkones durch das Ausklopfen der Teppiche. Wenn man diese Berichte liest, wird deutlich, dass ein jeder sich stark darauf bezieht, dass es klare Abgrenzungen gibt und das ist eben die Wohnung.

Ein weiterer wichtiger Themenkomplex, den man aus der Quelle hierbei entnehmen kann ist die Wahrnehmung, die man vom Anderen hat und die damit verknüpfte Idealvorstellung vom Zusammenleben.

Beispielsweise wird das Handeln so beschrieben:

„Besonders in letzter Zeit nimmt Frau L. weiter nur aus reiner Schikane und Boshaftigkeit jede Gelegenheit wahr diese Schmutzigkeiten zu wiederholen.“⁵³

Mehrfach findet man die Erwähnung, dass dies aus reiner Schikane und Boshaftigkeit geschieht, obwohl in der Vernehmung deutlich wird, dass die benannte Milch von 7 Uhr morgens bis abends 18 Uhr auf dem Balkon der Familie B. steht. Des Weiteren sei das Ausschüteln zur Straße hin verboten, weshalb Frau L. argumentiert, dass sie irgendwo ihre Teppiche ausklopfen muss.⁵⁴

52 Stadtarchiv Gießen, N 2251 Polizeibericht vom 10. Juni 1954.

53 Stadtarchiv Gießen, N2251 Polizeibericht vom 16. März 1953.

54 Stadtarchiv Gießen, N 2251 Polizeibericht vom 24. April 1953.

Des Weiteren folgt eine Ausführung des Beschwerdeführers weshalb er sich derartig belästigt fühlt und eine solche Behandlung nicht gewohnt ist:

„Meine Gattin sowie ich entstammen beide ehrbaren und charaktervollen Beamtenfamilien und verwehren uns aufs schärfste gegen derartige Verstöße. Ich bin als untadelhafter Ehrenmann, ehem. Stabsoffizier und Bundesbahnbeamter besonders auch in Akademikerkreisen bekannt und geachtet und bitte sie höffl. um baldgefl. Abstellung dieser Verstöße gegen die Ordnung.“⁵⁵

Durch dieses Zitat wird erneut, wie auch am Beispiel in der Frankfurter Straße, die Abgrenzung zu dem nächst Wohnenden deutlich. Man selbst stamme aus „ehrbaren und charaktervollen Beamtenfamilien“. Auch hier wird deutlich, nach was man sich sehnt: Ordnung. Die Wichtigkeit der Ordnung wird auch in dem nächsten Zitat deutlich:

„Als ordnungsliebender Mieter, der pünktlich seine Miete und Steuern zahlt, muß ich mich gegen derartige Verstöße verwehren und bitte hier um Anwendung Ihrer schärfsten Maßnahmen, um diese Frau L. endlich zur Vernunft zu bringen.“⁵⁶

Ein ideales Zusammenleben soll also nach Herrn B. möglichst strukturiert verlaufen. In der Aussage von Frau D., die Frau L. unterstützt mit ihrer Aussage, wird erneut deutlich, unter welcher sozialer Kontrolle man sich gerade in Siedlungen befand:

55 Stadtarchiv Gießen, N2251 Polizeibericht vom 16. März 1953.

56 Stadtarchiv Gießen, N2251 Polizeibericht vom 24. April 1953.

„Frau D.: „Mein Mann hat mir daraufhin strikt untersagt, überhaupt irgendeinen Gegenstand aus meinem Fenster auszustauben, um keinen Anlass zu irgendwelchen Anfeindungen zu geben.“⁵⁷

Des Weiteren kritisiert der Beschwerdeführer sogar das Familienleben seiner Gegenparteien:

„Beide Familien sind haltlos, kennen keine Ordnung, leben immer im Streit, waren geschieden und glauben anständige und ehrliche Bürger der Stadt in der Öffentlichkeit zu belästigen und zu verleumden.“⁵⁸

Denn haltlos zu sein, keine Ordnung zu kennen, immer im Streit zu leben und geschieden zu sein ist in erster Linie kein Grund für eine Anzeige. Gerade in diesem Zitat wird auch die Abgrenzung sehr deutlich.

Zu guter Letzt ist es noch wichtig zu erwähnen, dass sowohl Familie D., als auch Familie L, also die Angeklagten, erst seit 1946, also nach dem Krieg, dort wohnten.⁵⁹ Die Wichtigkeit dieser Tatsache ergibt sich daraus, dass es keine Familien sind, die schon seit Jahrzehnten dort gemeinsam leben. Das soziale Gebilde dieser Familien bildete sich nicht langsam heraus, sondern wurde einfach nach dem Krieg „zusammengewürfelt“.

57 Stadtarchiv Gießen, N 2251 Polizeibericht vom 29.04.1953.

58 Stadtarchiv Gießen, N 2251 Polizeibericht vom 10.06.1954.

59 Stadtarchiv Gießen, N 2251 Polizeibericht vom 10. Juni 1954.

3. Fazit

Die beiden Fälle sind sich grundsätzlich sehr ähnlich. Bei der Raumdefinition unterscheiden sie sich allerdings ein wenig. Bei der Frankfurter Straße handelte es sich um eine nicht sehr klare Abgrenzung des Raumes. Unklar war, inwiefern der Hof nicht etwas Gemeinschaftliches ist. Des Weiteren kritisierte man die Zustände innerhalb der anderen Familien.

Bei der Kriegersiedlung war die Raumdefinition sehr klar und es gab strikte Grenzen, die jeweils bei der Haustür des Anderen begannen.

Im Großen und Ganzen wurden in beiden Fällen die Nächstwohnenden als Störenfriede wahrgenommen, die nicht zur Gemeinschaft gehörten. Sie störten die Ordnung und Ruhe innerhalb dieser Gemeinschaft. Man bekam bei beiden das Gefühl, Nachbarschaft sei etwas Exklusives und nicht für jeden zugänglich. Dennoch werden die Ideale deutlich, die man an seinen Nächstwohnenden in diesen Fällen hatte.

Des Weiteren war es bei beiden Fällen so, dass die Angeklagten erst seit Kürzerem dort wohnten. Dies würde die Vermutung unterstützen, dass Nachbarschaft etwas ist, was sich erst entwickelt.

Laut der Definition, die sich in dem Wörterbuch der Soziologie befindet, ist Nachbarschaft eine soziale Bindung jeder Art, die auf räumlicher Nähe basiert.⁶⁰

Zusammenfassend bedeutet das, um auf meine Fragestellung zu Beginn zurückzukommen, dass Nachbarschaft in der Wahrnehmung der Zeitgenossen mehr als nur das war. Hierbei spielte auch die Zeit als Faktor eine Rolle. Nachbarschaft musste sich erst entwickeln. Des Weiteren bekommt man den Eindruck, dadurch, dass die Unterschiede so enorm oft aufgezählt werden, dass Nachbarschaft auch Gemeinsamkeiten bedeutet. Charakteristisch gerade für diese Fälle war auch, dass man durch Abgrenzung nach außen und einem gemeinsamen Gegner, Solidarität fühlte.

Auf der Basis der rein soziologischen Theorie liegt hier Nachbarschaft vor. Denn Isolation und Abgrenzung vom Anderen ist auch eine soziale Bindung auf Grund von räumlicher Nähe.

⁶⁰ Karl-Heinz Hillmann, Art. „Nachbarschaft“, in: Wörterbuch der Soziologie, hrsg. von Karl-Heinz Hillmann, Stuttgart 2007, S.602-605, hier S. 602.

Quellenverzeichnis

- Stadtarchiv Gießen, Adressbuch der Stadt Gießen, Gießen 1951.
- Stadtarchiv Gießen, N2235 Polizeidirektion Gießen; Bundesluftschutzverband 1957, Technisches Hilfswerk 1957, Alten- und Ehejubiläen 1951/62, Fürsorge entlassener Gefangener und Bettler 1949/54, Unterbringung von Obdachlosen 1950, Reichsversicherungsordnung 1952, Ausweise für Schwerkriegsbeschädigte 1944.
- Stadtarchiv Gießen, N2236 Polizeidirektion Gießen; Trunkenheit, Festnahmen 1945/51, Sicherstellung von Sachen, Maßnahmen bei Verletzung der Unterhaltspflicht 1948/52.
- Stadtarchiv Gießen, N2238 Polizeidirektion Gießen; Gesundheitspolizei 1945/52.
- Stadtarchiv Gießen, N2243 Polizeidirektion Gießen; Gesundheitspolizei und Lärmbekämpfung 1950/65.
- Stadtarchiv Gießen, N2251 Polizeidirektion Gießen; Verbotene Filme, Wohnungsräumungen, Hausstreitigkeiten 1948/54.

Literaturverzeichnis

- Hans Magnus Enzensberger, Anonyma. Eine Frau in Berlin. Tagebuchaufzeichnungen vom 20. April bis 22. Juni 1945, Frankfurt am Main 2003.
- Karl-Heinz Hillmann, Art. „Nachbarschaft“, in: Wörterbuch der Soziologie, hrsg. von Karl-Heinz Hillmann, Stuttgart 2007, S.602-603.
- Liedtke, Kerstin: Gießen ist...eine Kriegswitwe unter den deutschen Städten, <http://giessen-entdecken.de/giessen-ist-eine-kriegswitwe-unter-den-deutschen-staedten/> (zuletzt abgerufen am 07.10.2016), Gießen 2014.
- Christian De Nuyss-Henkelmann, „Wenn die rote Sonne abends im Meer versinkt...“. Die Sexualmoral der fünfziger Jahre, in: Sexualmoral und Zeitgeist im 19. und 20.Jahrhundert, hrsg. von Anja Bagel-Bohlan, Opladen 1990, S.107-145.
- Merith Niehuss, Familie, Frau und Gesellschaft. Studien zur Strukturgeschichte der Familie in Westdeutschland 1945 - 1960 (Schriftenreihe der historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 65), Göttingen 2001.
- Susanne Rau, Räume, Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen, Frankfurt am Main 2003.

Michael Reinbold, Trautes Heim – Glück allein. Anmerkungen zu Ehe und Familie nach dem Krieg und in den Fünfzigern, in: Party, Perlon, Petticoats. Kultur der fünfziger Jahre in Westdeutschland. Aspekte einer kulturgeschichtlichen Epoche (Kataloge des Landesmuseums für Kunst- und Kulturgeschichte Oldenburg 26), hrsg. von Michael Reinbold, Oldenburg 2008, S.10-21.

Siehe: Walter Siebel, Von der ökonomischen Notwendigkeit zur Integrationsdebatte. Nachbarschaft vor Ort, in: Illusion der Nähe?, hrsg. von Christoph Bartmann / Carola Dürr, Göttingen 2011, S.49-60.

Axel Schildt / Detlef Siegfried, Deutsche Kulturgeschichte. Die Bundesrepublik – 1945 bis zur Gegenwart (Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Bd. 1011), Bonn 2009.

Adelheid von Saldern, Lebensbedingungen und Lebenschancen in den Neubausiedlungen, in: Neubausiedlungen der 20er und 60er Jahre: Ein historisch-soziologischer Vergleich, hrsg. von Ulfert Herlyn / Adelheid von Saldern / Tessin Wulf, Frankfurt a.M. 1987, S.51-73.

„Wir sind ein Volk.“ – Ja, wir auch!“, Humoristische Zugänge zum Stereotyp des „Ossis“

Nazim Diehl / Dennis Müller

1. Einleitung

Ein Gerichtsverfahren zur Frage der ostdeutschen Nationalität weckte im Jahr 2010 große Aufmerksamkeit. Das Stuttgarter Arbeitsgericht kam 2010 zu dem Schluss, dass Ostdeutsche keine eigene Ethnie sind. Einige Journalisten brachten sich lautstark in den öffentlichen Diskurs darüber ein, indem sie mit Titeln wie „Ossis sind Türken“¹ oder „Türkdeutsche und Ostdeutsche“² dafür plädierten, Ostdeutsche als Immigranten zu definieren. Diese Bewertung basierte darauf, dass Ostdeutsche und Türken im direkten Abgleich unzählige sowie zentrale Gemeinsamkeiten ethnischer Gruppen teilen würden. Daraus ergibt sich die Frage danach, wie es dazu kam, dass die vor dem Mauerfall

-
- 1 Toralf Staud, Einwanderer. Ossis sind Türken; in: Zeit.de (02.10.2003), Nr. 41, online verfügbar unter: <http://www.zeit.de/2003/41/Einwanderer>. Geprüft am 12.12.2015.
 - 2 Deniz Yücel, Türkdeutsche und Ostdeutsche. "Diese verfluchte Einheit"; in: Taz.de (01.10.2010), online verfügbar unter: <http://www.taz.de/!5134724/>. Geprüft am 12.12.2015.

„Wir sind ein Volk.“ – „Ja, wir auch!“

als unterdrückte (deutschen) Brüder und Schwestern geltenden Ostdeutschen nach der Wiedervereinigung als Immigranten im eigenen Land wahrgenommen wurden.³

Der Fall der Berliner Mauer und die damit einhergehende Nachbarschaft West- und Ostdeutscher mit ihren neuartigen Kontaktzonen führten zu einer Wahrnehmungsverschiebung. So fiel zwar die physische Mauer, die Deutschland teilte, doch im Laufe der Jahre nach der Wende vollzog sich der Aufbau einer mentalen Mauer.⁴ So wurde die Bezeichnung „Ossi“ in journalistischen Texten der frühen 90iger Jahre noch wertneutral benutzt. Dies änderte sich in den folgenden Jahren aber schnell.⁵ Es erfolgte eine zunehmend negative Konnotation des Bildes des stereotypen Ostdeutschen bis in die Gegenwart hinein, was sich mitunter an den oben erwähnten journalistischen Titeln ablesen lässt. Auf diese Art und Weise erfolgte die Ethnisierung sozialer Konflikte in Form einer dichotomen Raumkonstruktion in

3 Kathrin Franke / Denis Keune / Ronny Mücklich u.a., Vom DDR-Subjekt zum Ostdeutschen. Die Geschichte einer diskursiven Sichtbarmachung, in: Der "Ossi". Mikropolitische Studien über einen symbolischen Ausländer, hrsg. von Rebecca Rebecca und Maximilian Schochow, Wiesbaden 2013, S. 221-238, S. 221/222. Die Bezeichnung „Ossi“ tritt nur in literarischen Texten vereinzelt auch schon vor 1990 auf. Vgl. Frank Thomas Grub, „Ossi“, „Wessi“ und „Wossi“. Aspekte dreier Figurentypen in der „Wendeliteratur“, in: Geschlechterdifferenzen als Kulturkonflikte, hrsg. von Jean-Marie Valentin, Bern 2007, S. 393-400, hier S. 393/394.

4 Rau bezeichnet solche mentalen Grenzen als Teil der mental maps. Vgl. Susanne Rau, Räume. Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen, Frankfurt am Main 2013, S. 178-179.

5 Ewa Bojenko-Izebska, Die Ostdeutschen in ausgewählten Karikaturen, in: Der "Ossi". Mikropolitische Studien über einen symbolischen Ausländer, hrsg. von Rebecca Rebecca und Maximilian Schochow Wiesbaden 2013, S. 191-208, hier S. 191.

Ost und West, in „Ossi“ und „Wessi“.⁶ Das Stereotyp des „Ossis“ stellt somit einen Zugang zur wahrnehmungsbasierten westdeutschen Raumkonstruktion dar und ermöglicht tiefgehende Einblicke darüber, wie die Identitätskonstruktion der westdeutschen Gesellschaft funktionierte, in der diese Stereotype kursierten bzw. reproduziert wurden.⁷ Das Erkenntnisinteresse dieses Beitrags kann als diskursive Sichtbarmachung der kursierenden Wissensbestände über den „Ossi“ zusammengefasst werden, um auf diese Weise die Stereotypen-Konstruktion des Ostdeutschen zu beleuchten.

Die Begriffsdefinition eines Stereotyps wurde zwar bereits 1922 erstmals von Lippmann eingeführt⁸, aber bisher existiert kein einheitliches Verständnis darüber.⁹ Einige grundsätzlichen Punkte überschneiden sich jedoch in den Definitionsversuchen: Stereotype und stereotypes Wissen beschreiben eine verallgemeinernde sowie vereinfachende Wahrnehmung verschiedenster Gruppen, Objekte und Sachverhalte. Des Weiteren sind sie komplexitätsreduzierend, indem sie nicht abwägen, sondern die Realität mithilfe spezifischer Merkmale reduziert abbilden. Diese grundsätzlichen Schnittstellen verschiedener Stereotyp-Definitionen werden durch ein semiologisches

6 Der Begriff der dichotomen Raumkonstruktion stützt sich auf das Nachbarschafts-Konzept von Rau. Vgl. Rau, Räume (wie Anm. 4), S. 178.

7 Vgl. Hans Henning Hahn, 12 Thesen zur Stereotypenforschung; in: Nationale Wahrnehmungen und ihre Stereotypisierung. Beiträge zur Historischen Stereotypenforschung, hrsg. von Hans Henning Hahn und Elena Mannová Frankfurt am Main/Berlin/Bern u.a. 2007, S. 15-24, hier S. 17.

8 Vgl. Walter Lippmann, Public Opinion, New York 1992.

9 Vgl. Hahn, 12 Thesen (wie Anm. 7), S.15- 24, hier S. 15-21.

Verständnis von Stereotypen und ihren Charakteristika ergänzt, indem Stereotype als Zeichen für Gruppen verstanden werden. Diese müssen jedoch folgende zwei Voraussetzungen erfüllen, um als Stereotype zu gelten, die von einem dritten optionalen Merkmal flankiert werden: Stereotype sind wahrnehmungsbasiert, formulieren eine positive oder negative Wertzuschreibung und sind oftmals emotional konnotiert, obwohl letzteres nicht zwingend der Fall sein muss.¹⁰ Sie lassen sich in auf Fremdwahrnehmung basierte Hetero- und auf Selbstwahrnehmung basierte Auto-Stereotype unterteilen, da bspw. das westdeutsche Heterostereotyp des „Ossis“ über die realen Eigenschaften der Ostdeutschen keine sachliche Auskunft gibt, sondern vielmehr die westdeutsche Selbstwahrnehmung in Abgrenzung zum vermeintlichen Fremdkörper, dem „Ossi“, konstatiert bzw. konstruiert.¹¹

10 Vgl. Hahn, 12 Thesen (wie Anm. 7), S. 15-24, hier S. 15-21.

11 Das Phänomen des Stereotyps wurde ausführlich von Hahn thematisiert: Vgl. Hans Henning Hahn / Eva Hahn, Nationale Stereotypen. Plädoyer für eine historische Stereotypenforschung; in: Stereotyp, Identität und Geschichte. Die Funktion von Stereotypen in gesellschaftlichen Diskursen, hrsg. von Hans Henning Hahn, Frankfurt am Main 2002, S. 17-36. Einen umfassenden Forschungsüberblick über die bisherige historische Stereotypen-Forschung geben diese beiden Artikel: Hahn, 12 Thesen (wie Anm. 7), S. 15-24; Antja Schönwald, Identitäten und Stereotype in grenzüberschreitenden Verflechtungsräumen. Das Beispiel der Grossregion, Wiesbaden 2012.

Dem Stereotyp des „Ossis“ wurden neben Witzesammlungen bereits mehrere Aufsätze und Arbeiten journalistischer¹² und wissenschaftlicher¹³ Natur gewidmet. Der Sammelband „Der 'Ossi'“ rückte 2013 zwar den „Ossi“ als Untersuchungsobjekt in das Zentrum, konzentriert sich jedoch dabei insbesondere auf die Konstruktion dieses Stereotyps und behandelt dabei nur am Rande die dem Stereotyp unterlegten, vermeintlich ostdeutschen Charaktereigenschaften.¹⁴ Eine historische Diskursanalyse des „Ossis“ führen Ahbe mithilfe von medialen Texten und Roth anhand von Interviews mit Westdeutschen durch. Doch eine systematisch-inhaltliche Decodierung des Stereotyps des „Ossis“ und die Aufdeckung der mit ihm verbundenen Wissensbestände blieb bisher aus.¹⁵ An genau dieser Stelle setzt dieser Artikel an und versucht mithilfe einer Inhaltsanalyse von Witzen, eben diese Wissensbestände zu beleuchten, die gegebenenfalls nicht nur auf der medialen Diskursebene kommuniziert wurden, sondern tat-

12 Vgl. Wolfgang Herles, *Wir sind kein Volk. Eine Polemik*, München 2005; Michael Jürg / Angela Elis, *Typisch Ossi, typisch Wessi*, München 2006.

13 Vgl. Leo Ensel, *Warum wir uns nicht leiden mögen. Was Ossis und Wessis voneinander halten*, Münster 1993; Hans-Joachim Maaz, *Der Gefühlsstau. Psychogramm einer Gesellschaft*, München 2014.

14 Vgl. Rebecca Pates, *Einleitung – Der „Ossi“ als symbolischer Ausländer*; in: *Der "Ossi". Mikropolitische Studien über einen symbolischen Ausländer*, hrsg. von Rebecca Rebecca und Maximilian Schochow Wiesbaden 2013, S. 7-20, hier S. 8.

15 Vgl. Marita Roth, *Stereotype in gesprochener Sprache: Narrative Interviews mit Ost- und Westberliner Sprechern 1993-1996*, Tübingen 2005; Thomas Ahbe, *Die Konstruktion der Ostdeutschen. Diskursive Spannungen, Stereotype und Identitäten seit 1989*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte (Beilage der Wochenzeitung Das Parlament)*, Bd. 41-42, hrsg. von Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2004, S. 12-22, hier S. 19-22.

sächlich in der Gesellschaft ankamen und somit die Diskurs- bzw. Inhaltsebene „von unten“ bilden. Dabei wird jedoch nicht davon ausgegangen, dass spezifisches kollektives Wissen über den „Ossi“ geteilt wird, sondern dass bestimmte Zuschreibungen durch ihre wiederholte Reproduktion zum Bestandteil der Erfahrungswelt der Zeitgenossen werden können.

Zahlreiche Zeitgenossen können bezeugen und bestätigen, dass gewisse Stereotype existieren und kursieren, wodurch wiederum der gesellschaftliche wie öffentliche Diskurse mitbeeinflusst wird. Doch die dahinterliegende Frage ist, welcher Zugang sich eben zu diesem teils explizit geäußerten, aber auch teils implizit mitgedachten Wissen ergeben. Humor und insbesondere Witze bilden aufgrund ihrer Charakteristika einen direkten Zugang sowohl zu den kursierenden Wissensbeständen als auch zu den Stereotypen. Eine Grundvoraussetzung von Witzen ist, dass sie allgemeinverständlich oder zumindest für die entsprechende Zielgruppe verständlich sein müssen, da Humor verstehensbasiert funktioniert, und erklärte Witze ihren lustigen Faktor verlieren.¹⁶ Daher unterliegen Witze in der Regel einer Komplexitätsreduktion auf einzelne zentrale Merkmale und dementsprechend sind die Pointen populärer Witze für Zeitgenossen im gleichen

16 Vgl. Lutz Röhrich, *Der Witz. Figuren, Formen, Funktionen*, Stuttgart 1977, S. 32; Jörk K. Hoensch, *Zur Phänomenologie und Soziologie des politischen Witzes in Osteuropa*; in: *Bohemia* 13 hrsg. von Karl Bosl, München 1972, S. 407-422, hier S. 417.

Normen- und Werteraum in der Regel schnell zu erfassen.¹⁷ Ferner unterliegen sie einer doppelten Selektion, weil erstens der Witze-Erzähler abwägt, welchen Witz er erzählt und zweitens der Witze-Hörer anschließend entscheidet, welchen Witz er weitererzählt und somit zur Verbreitung und Reproduktion der in ihm verwendeten Wissensbestände beiträgt oder nicht. Diese Entscheidung wird in der Regel anhand der Parameter, ob ein Witz als lustig empfunden wurde oder nicht entschieden, indem jeder Witze-Erzähler automatisch abwägt, welchen Witz er als erzählwürdig einstuft und wann er ihn wem erzählt.

Dieser Artikel ist in zwei Schritte gegliedert. Zuerst wird der Quellenwert von Witzen sowie die grundsätzliche Beschaffenheit des stereotypen „Ossis“ thematisiert, um danach mittels induktiver Inhaltsanalyse gleiche Bedeutungsinhalte und Wertzuschreibungen des Stereotyps anhand von Witzen aus Witzesammlungen über den „Ossi“ heraus zu arbeiten. Auf diese Weise soll die Inhaltsweite des innerdeutschen Ost-West-Diskurses abgesteckt werden. Im zweiten Schritt erfolgt die Analyse, was diese Fremdwahrnehmung über die westdeutsche Selbstwahrnehmung aussagt und was dadurch über die Selbstwahrnehmung der Gesellschaft, in der diese wirken, erfahren werden kann.

17 Vgl. Röhrich, *Der Witz* (wie Anm. 16), S. 32.

2. *Der Witz als Spiegel der Gesellschaft*

Damit ein Witz als witzig empfunden wird, müssen die Zusammenhänge sowohl dem Erzähler als auch dem Zuhörer bekannt sein,¹⁸ da sich das Wissen über im Witz angesprochene Sachverhalte und möglicherweise vorkommende Stereotype rasch ändern können, bewegen sich Witze immer hinter einem aktuellen kulturellen Kontext.¹⁹ Veraltet dieser Kontext, sterben die Witze aus, da nicht verstandene Witze als nicht lustig empfunden werden und somit nicht weitererzählt werden. Witze sind also eine zeitgenössische Quelle, die der natürlichen Selektion unterliegen und so tiefreichende Einblicke in kursierende Wissensbestände über einzelne Sachverhalte geben können.²⁰ Aufgrund ihrer Entstehung im Alltag stellen sie eine Gegenkultur zum medialen Diskurs dar.²¹ Sie bilden einen Spiegel der Gesellschaft, indem sie gesellschaftliche Erfahrungen, Meinungen sowie Normen und Werte transportieren, und bieten sich daher dafür an, als Quelle zur Untersuchung von kursierenden Wissensbeständen über ein Stereotyp herangezogen zu werden.

18 Vgl. Hoensch, *Phänomenologie* (wie Anm. 16), S. 410.

19 Vgl. Otto F. Best, *Der Witz als Erkenntniskraft und Formprinzip*, Darmstadt 1989, S. 3.

20 Vgl. Lutz Röhrich, *Der Witz als zeitgenössisches kulturelles Phänomen*; in: *Word and deed. German studies in honor of Wolfgang F. Michael*, hrsg. von Thomas Eldon Ryan und Denes Monostory, New York 1992, S. 51-66, hier S. 58.

21 Vgl. Andrea Schiewe / Jürgen Schiewe, *Witzkultur in der DDR. Ein Beitrag zur Sprachkritik*, Göttingen 2000, S. 19.

Historische Analysen haben dem Witz bisher nur wenig Beachtung geschenkt und sich stattdessen eher auf die Untersuchung seiner sprachlichen Charakteristika und Beschaffenheit konzentriert.²² Das liegt wohl u.a. an der grundsätzlichen Schwierigkeit, dass Witze vor allem mündlich weitererzählt und nicht verschriftlicht werden. Im Zeitalter des Internets scheint sich dieses Problem zunehmend zu verflüchtigen, denn allein bei der flüchtigen Internet-Recherche nach dem Stichwort „Ossi-Witz“ findet Google 66.500 Treffer. Ferner existieren mehrere Witzesammlungen mit insgesamt weit mehr als 1.000 Witzen über den „Ossi“, die allesamt nicht nur zur Verbreitung und Reproduktion des Stereotyps beitragen, sondern auch aufgrund ihres veränderlichen, gesellschaftlichen Charakters einen direkten Zugang zu dem Diskurs, ob Ostdeutsche eine eigene Ethnie sind oder nicht, darstellen. Witzesammlungen besitzen den Vorteil, dass die veröffentlichten Witze vom Autor²³ und/oder Verleger selektiert werden. So existiert eine Fülle an Witzen, aber ausgewählt werden jedoch nur solche, die von den Rezipienten verstanden werden können, sodass jene, die für die Zielgruppe unverständlich bzw. als nicht witzig bewertet würden, herausgefiltert werden; denn sowohl der Autor als

22 Vgl. Lutz Röhrich, Aktuelle Probleme der Witzforschung; in: *Erzählung und Erzählforschung im zwanzigsten Jahrhundert*, hrsg. von Rolf Klopfer, Stuttgart 1981, S. 491- 502, hier S. 502.

23 In diesem Artikel wird auf die Unterscheidung zwischen männlich und weiblich verzichtet und auf das generische Maskulinum zurückgegriffen. Bei jedweder Nennung ist jedoch selbstverständlich sowohl die männliche als auch weibliche Bezeichnung gemeint.

auch der Verleger haben zumeist ein ökonomisches Interesse daran, dass die Witze verstanden sowie als witzig empfunden werden. Die Problematik der Unkenntnis darüber, wie oft ein Witz erzählt oder auch rezipiert wurde, verflüchtigt sich, wenn nicht die Wirkung, sondern die kursierenden Wissensbestände untersucht werden, die mittels der Erwartung zweiten Grades (Erwartungserwartung)²⁴ des Verlags und/oder Autors bei der Auswahl von Witzen automatisch mitgedacht werden. Witze über Ethnien stellen also nur einen (humoristischen) Zugang zu einer vielseitigen Diskursebene dar.

3. Die „Ossis“ als homogene Masse

„Ossis sind auch nur Deutsche“²⁵, so lautete die Überschrift eines Sternartikels vom 16. April 2010. Dieser berichtete über die Klage einer Frau aus den Neuen Bundesländern, die mit der Bemerkung, sie sei „Ossi“, von einem potentiellen Arbeitgeber abgelehnt wurde.²⁶ In diesem und inhaltlich vergleichbaren Artikeln fand der Diskurs über die ethnische Zugehörigkeit der Ostdeutschen ihren Ausdruck. Aus

24 Der Autor und/oder Verlag denkt die Erwartung der Erwartung in der Form mit, dass sie eben, wie oben beschrieben, aus Eigeninteresse heraus einkalkulieren, welche Witze verstanden werden und welche nicht. Dadurch erfolgt eine Selektion der Inhalte der Witzesammlungen, indem Zeitgenossen den Wissensstand anderer Zeitgenossen in ihre Überlegungen einfließen lassen. Luhmann, Niklas, *Soziale Systeme. Grundrisse einer allgemeinen Theorie*, Berlin 1984, S. 412-417.

25 Manuela Pfohl, *Ossis sind auch nur Deutsche*; in: *Der Stern* (16.04.2010), online verfügbar unter: <http://www.stern.de/panorama/arbeitsgericht-stuttgart-faellt-urteil--ossis--sind-auch-nur-deutsche-3571328.html>. Geprüft am 22.12.15.

26 Pfohl, *Ossis sind auch nur Deutsche*.

einer westdeutschen Perspektive heraus wurde häufig argumentiert, dass den „Ossis“ etwas fehle, um tatsächlich „deutsch“ zu sein.²⁷ Dabei erfolgte regelmäßig der Vergleich mit türkischen Migranten.²⁸ Der Argumentationsgrundlage solcher Artikel zufolge, führte die Sozialisation in der ehemaligen DDR zu dieser Andersartigkeit West- und Ostdeutscher. In den Neuen Bundesländern seien die Menschen aufgrund einer kollektiven bzw. gruppenbezogenen Sozialisation nur mangelhaft individualisiert worden und infolgedessen hätten sich grundlegende Persönlichkeitsstrukturen ehemaliger DDR-Bürger, die in freiheitlichen Gesellschaften notwendig seien, nicht entwickeln können. Westdeutsche hingegen hätten gelernt, als selbstbestimmte und zielgerichtet handelnde Individuen in einer pluralistischen Gesellschaft zu leben.²⁹ Ein Beispiel dafür ist Pfeiffers „Töpfchentese“, in der er die vermeintliche Existenz eines psychischen Unterschiedes zwischen Ost- und Westdeutschen beschreibt. Laut Pfeiffers These hinge die „mangelhafte Individualisierung“ der Ostdeutschen mit den DDR-typischen kollektiven Erziehungsstrukturen zusammen. Die hieraus resultierenden Individualisierungsdefizite würden häufig in Gruppenverbänden kompensiert, weswegen die Menschen im Osten u.a. anfälliger für neonazistische Kameradschaftsbildungen

27 Pates, Einleitung (wie Anm. 14), S. 9.

28 Pates, Einleitung, S. 8-9.

29 Pates, Einleitung, S. 9-10.

seien.³⁰ Dieser vermeintliche Unterschied spiegelt sich auch in der Kollektivbezeichnung des Ostdeutschen als „Ossi“ wider. Mit ihm wird ein Teil der deutschen Gesellschaft als „anders“ und „fremd“ deklariert. Dies wird nicht auf einen regionalen Charakter zurückgeführt, wie es vor dem Mauerfall bei früheren Nord-Süd-Gegensätzen der Fall gewesen ist, da diese trotz ihrer eigenen regionalen Unterschiede auf den mentalen Landkarten immer noch ein Teil Deutschlands bildeten, wohingegen die „Ossis“ gelegentlich als die Fremden unter den Deutschen dargestellt wurden. Dabei wurde auch Ostdeutschland als deutlich homogener wahrgenommen, als andere Teile der Bundesrepublik. Der Sachse, der Thüringer und der Brandenburger bleiben gemäß der kursierenden dichotomen Raumkonstruktion in erster Linie Ostdeutsche, während der Bayer ein Bayer und der Schwabe ein Schwabe bleibt. Eine Gleichstellung als Süddeutsche erfolgt kaum. Ferner bleibt der Ostdeutsche stets Ostdeutscher, selbst wenn er die Neuen Bundesländer verlässt. Die regionale Zugehörigkeit bspw. von Bayern oder von Schwaben kann sich jedoch durch einen Umzug verändern und es ist ihnen möglich, die regionale Identität des Bundeslandes, in das sie zugezogen sind, anzunehmen. Dies wird ebenfalls versucht mit der Andersartigkeit der ehemaligen

30 Vgl. Robert Feustel, „Fremde Vertraute“ - Bilder von Ostdeutschen im Kontext der Psychotherapie, in: Pates, Rebecca / Schochow, Maximilian (Hrsg.): Der "Ossi". Mikropolitische Studien über einen symbolischen Ausländer, Wiesbaden 2013, S. 129-150, hier S. 129.

DDR-Sozialisierung zu erklären, welche in ihren Strukturen einheitlicher gewesen sei, als die der Bundesrepublik vor 1990.³¹

4. *Das Lachen über den „Ossi“*

Die kollektive Gleichsetzung aller Ostdeutschen zu einer homogenen Masse tritt in „Ossi-Witzen“ sehr klar zum Vorschein. Dabei wird der Sachse häufig als Repräsentant aller stereotypen Ostdeutschen herangezogen. In diesem Kontext wird er zum Mittelpunkt des Witzes und vertritt dabei den gesamten Osten Deutschlands.

Zwei arbeitslose Sachsen sitzen auf einer Parkbank. Da holt einer ein paar Groschen aus der Tasche und legt sie neben sich auf die Bank. „Was soll denn das?“, fragt der andere. „Ich wollte nur mal sehen, was das für ein Gefühl ist, wenn man Geld auf der Bank hat!“³²

Neben den Stereotypen der Arbeitslosigkeit und der Armut wird der Sachse in diesem Witz synonym mit der Bezeichnung „Ossi“ verwendet. Weiterhin wird dieser Bezug zwischen dem Sachsen und dem „Ossi“ in folgendem Witz deutlich:

„Sagen sie mal“, will der Vertreter von dem Sachsen wissen, „Wann gedenken Sie eigentlich, die Waschmaschine zu bezahlen, für die Sie bei mir vor drei Monaten unterschrieben haben?“ – „Bezahlen? Wieso? Sie haben doch hoch und heilig versichert, in der Marktwirtschaft mache sich

31 Ewa Bojenko-Izdebska, Die Ostdeutschen in ausgewählten Karikaturen, in: Pates: „Ossi“ (wie Anm. 5), S. 191-208, hier S. 193.

32 Andreas Weger, Ossi trifft Wessi: Die 200 besten Witze seit der Wiedervereinigung, Egestorf 2011, S. 31.

„Wir sind ein Volk.“ – „Ja, wir auch!“

die Maschine in kurzer Zeit von selbst bezahlt!“³³

Hier wird die vermeintliche Systemfremde der Ostdeutschen, die sich aufgrund ihrer sozialistischen Sozialisation, nicht im kapitalistischen Wirtschaftssystem der Bundesrepublik Deutschland zurechtfinden, durch den Bezug zur Marktwirtschaft angedeutet.

Damit handelt es sich um einen Witz, der keine angebliche charakteristische Eigenschaft der Sachsen darstellt, sondern sich vielmehr auf Bürger der ehemaligen DDR und ihren Sozialisationshintergrund bezieht, wodurch die Verwendung des Sachsen als Synonym für den „Ossi“ deutlich wird, da das Einsetzen einer anderen Bevölkerungsgruppe an dieser Stelle in der Logik des Witzes unpassend wäre.

Die angeblich mangelhafte Arbeitsmoral der stereotypen „Ossis“ wird ebenfalls in Witzen aufgegriffen:

„Auf der Gewerkschaftsversammlung macht einer den Vorschlag, die Arbeitszeit noch weiter zu verkürzen und künftig nur noch montags zu arbeiten.

Ossi: „Was denn – etwa jeden Montag?“³⁴

In diesem Witz tritt der Vorwurf der Faulheit deutlich zu Tage, indem der „Ossi“ als chronisch arbeitsunwillig dargestellt wird. Hierbei handelt es sich jedoch nicht um ein Stereotyp, das allein den Menschen

³³ Andreas Weger, *Ossi trifft Wessi*, S. 8.

³⁴ Ernst Röhl / Reiner Schwalme / Thomas Wieczorek, *Fünf Jahre sind genug*. Berlin 1995, S. 49.

der ehemaligen DDR angelastet wird. Das im Witz verwendete Element der Faulheit kommuniziert implizit die Selbstwahrnehmung des westdeutschen Sprechers, dass er sich als fleißiger als den „Ossi“ wahrnimmt und sich so über ihn in diesem Punkt erhebt. Es handelt sich dabei um eine generelle sowie unspezifische Zuschreibung, die sich ohne größere Veränderung im Witz auf Zuwanderer und Bürger mit Migrationshintergrund übertragen ließe.

Im folgendem Witz wird das Stereotyp des „Türken“ dafür benutzt, um eine Rangordnung zwischen den Stereotypen des „Ossi“, „Wessi“ und „Türken“ aufzubauen, indem die Integrationsfähigkeit und Sprachfertigkeiten eines in Deutschland lebenden „Türken“ mit einem „Ossi“ verglichen wird.

Ossi zum Türken: „Hey, wo geht’s denn hier nach ALDI?“

Türke: „Das heißt >zu<! Zu ALDI!“

Ossi: „Was denn? Halb drei schon zu?“³⁵

Auch dieser Witz kann ohne größere inhaltliche Veränderungen problemlos auf andere Bevölkerungsgruppen angewandt werden, indem der „Ossi“ schlichtweg durch eine andere Bevölkerungsgruppe ausgetauscht wird. In diesem Witz wird der „Türke“ als eine Hilfskonstruktion im Witz verwendet. So entsteht eine weitere Ebene zwischen „Wessi“ und „Ossi“. In dieser wird der „Türke“, der ansonsten als

35 Eulenspiegelverlag: Wo geht’s denn hier zum Aufschwung? Ossi-Wessi-Witze, Berlin 2006, S. 32.

„Wir sind ein Volk.“ – „Ja, wir auch!“

vermeintliches Musterbeispiel des unzureichend integrierten Ausländers herangezogen wird³⁶, mit dem „Ossi“ verglichen. Gemäß dieser Logik sei selbst der „Türke“ besser in das System der Bundesrepublik Deutschland integriert und spreche auch besser die Sprache des Landes als der Mitbürger aus dem Osten des Landes. Es entsteht eine Werthierarchie, die den „Türken“ auf einer höheren Position als den „Ossi“ ansiedelt.

Neben den Witzen, die mit Leichtigkeit auf die unterschiedlichsten Bevölkerungsgruppen umgemünzt werden können, gibt es auch Witze, die sich an den historischen Kontext des „Ossis“ anlehnen und daher erst im Rahmen der ostdeutschen Historie Sinn ergeben.

Was sagt der Wessi nach dem Sex?

„Na, wie war ich?“

Und was sagt der Ossi nach dem Sex:

„Nu, war doch nicht alles schlecht, oder?“³⁷

Der Ausspruch des „Ossis“ in diesem Witz, dass nicht alles schlecht gewesen sei, transportiert die ostdeutsche nostalgische Erinnerung an die Zeit der DDR. An dieser Zuschreibung ist spezifisch, dass sie eigens auf das Stereotyp des „Ossis“ angepasst wurde, da der Verweis

36 Über den Medialen Diskurs über die Türken als angeblich unzureichend integrierte Ausländer vgl. Migranten-Studie: Türken sind mit Abstand am schlechtesten integriert; in: Spiegel Online (24.01.2009), online verfügbar unter: <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/migranten-studie-tuerken-sind-mit-abstand-am-schlechtesten-integriert-a-603294.html>. Geprüft am 13.01.16.

37 Migranten-Studie, S.31.

auf die Sehnsucht des ehemaligen DDR-Bürgers explizit auf die ostdeutsche Vergangenheit zugeschnitten ist. Folgendes Beispiel zielt ebenfalls auf die vermeintlichen Charakteristika des „Ossis“ ab:

Der Wessi sagt, wir haben Sat 1 und 3 Sat.

Darauf der Ossi: und wir haben alles satt.³⁸

Dieser Witz schreibt den „Ossis“ das Klischee des ständigen Meckerns und Nörgelns zu. Diese latente Unzufriedenheit kommt dadurch zum Ausdruck, dass der „Wessi“ in diesem Witz aufzählt, über welche Fernsehprogramme Westdeutsche verfügen, wohingegen der „Ossi“ entgegnet, dass Ostdeutsche alles satt hätten. Diese im Witz thematisierte Dissonanz zwischen westdeutscher Besitzaufzählung und „ostdeutscher Meckerkultur“ unterstreicht die vermeintliche spezifisch ostdeutsche latente Unzufriedenheit mit gegenwärtigen Verhältnissen.

Werden zahlreiche Ossi-Witze der bisher in Verlagen publizierten Witzesammlungen³⁹ mit Witzen über den „Ossi“ auf die gleiche Art und Weise wie bisher ausgewertet, ergibt sich ein vielseitiges Bild darüber, welche Zuschreibungen das Stereotyp des „Ossis“ umlagern. Diese kursierenden Wissensbestände und das sich daraus zusammensetzende stereotype westdeutsche Bild des „Ossis“ skizzieren die

38 Wo geht's den hier zum Aufschwung, S. 42.

39 Es handelt sich dabei um fünf Witzesammlungen mit jeweils mehr als 100 Witzen. Die bibliographische Angaben lassen sich im Quellenverzeichnis finden.

„Wir sind ein Volk.“ – „Ja, wir auch!“

Grenze, in denen sich der innerdeutsche Ost-West-Diskurs, der ebenfalls als Ethnien-Diskurs begriffen werden kann, bewegt.



Abbildung 1: Decodierung des westdeutschen Heterostereotyps des „Ossis“

In diesem Schaubild sind die Zuschreibungen und Attribute dargestellt, die mithilfe von Texthermeneutik und induktiver Kategoriegewinnung herausgearbeitet wurden. Sie sollen sämtliche Elemente des westdeutschen Autostereotyps des „Ossis“ abbilden und gleichen somit einer Sammlung von negativen Zuschreibungen. Sämtliche Zuschreibungen stehen gleichberechtigt nebeneinander, da sie alle Teilaspekte eines großen Stereotypes sind, die in keine sinnvolle Rangordnung gebracht werden können. Die einzigen Ausnahmen stellen hier die Unterkategorien der „Unfähigkeit“, der „Systemfremde“ und des „Solidaritätszuschlags“ dar. Diese sind prinzipiell ihrer jeweiligen Oberkategorie zuzuordnen, werden jedoch aufgrund ihrer spezifisch ostdeutschen Charakteristika einzeln hervorgehoben. So wurde der Kategorie „Dummheit“ die Unterkategorie „Unfähigkeit“ zugeordnet, da diese die „ostdeutsche Unfähigkeit“ thematisiert, qualitativ hochwertige Produkte zu erzeugen und erfolgreich zu wirtschaften. Dies transportieren insbesondere die so genannten Trabbiwitze, die die DDR-Produkte anhand des Beispiels des Trabanten als minderwertig darstellen.⁴⁰ Das gleiche gilt für die Unterkategorie des „Solidaritätszuschlags“, die sich der Kategorie des „Schmarotzers“ zuteilen lässt. Die der übergeordneten Kategorie „Dummheit“ untergeordneten Kategorie der „Systemfremde“ besteht aus solchen Witzen, die

40 Ein Beispiel für „Trabbiwitze“ ist: „Ein Sachse tuckert mit seinem Trabi an einer Stuttgarter Autowerkstatt vorbei „Wie viel bieten sie mir für den Wagen?“ – „Ist er vollgetankt?“; in: Ossi trifft Wessi (wie Anm. 31), S.12.

„Wir sind ein Volk.“ – „Ja, wir auch!“

thematisieren, dass Menschen aus den Neuen Bundesländern aufgrund ihrer DDR-Sozialisierung nicht in der Lage seien, sich in der Bundesrepublik zurechtzufinden und zu integrieren. Hierbei werden oft kapitalistische Gesellschaftselemente herangezogen, die den „Ossi“ im Witz verwirren und so seine ausbleibende Integration in das für ihn neuartige Wirtschaftssystem konstatieren.

Das westdeutsche Heterostereotyp des „Ossis“ gibt jedoch keinen Aufschluss über die Charaktereigenschaften von Ostdeutschen; stattdessen lässt sich auf der Grundlage westdeutscher Fremdwahrnehmung die westdeutsche Selbstwahrnehmung in Abgrenzung zum „Ossi“ herausarbeiten. So transportieren die Zuschreibungen der „Dummheit“, des „Schmarotzers“ und des „Alkoholismus“ implizit, dass sich ein westdeutscher Träger dieser Zuschreibungen als intelligenter, fleißiger und als weniger trinkend wahrnimmt. Der innerdeutsche Ethniendiskurs verläuft also westdeutscherseits⁴¹ in einer Wir-Ihr-Abgrenzung, in der der „Ossi“ aus westdeutscher Perspektive als fremd und als „Nicht-deutsch“ abgestempelt wird. Dies basiert auf der Wahrnehmung einer vermeintlichen Andersartigkeit des „Ossis“ gegenüber der eigenen (West-) Deutschen Identität. Dies folgt der Logik, dass man selbst deutsch sei, der „Ossi“ aber als anders wahrgenommen wird, sodass der Ostdeutsche folglich kein „richtiger“ oder „vollkommener“ Deutscher sein kann. Eben diese Meinung klingt

41 Westdeutscherseits, weil die Ostdeutschen im Unterschied zu den Westdeutschen als homogene Masse verstanden werden.

auch in journalistischen Artikeln an, wie beispielsweise in dem eingangs zitierten Artikel aus der „Zeit“.⁴² Der innerdeutsche Ost-West-Diskurs tritt in Form eines Ethnien-Diskurses in den Witzen selbst hervor und wird so Bestandteil folgender zwei Witze:

„Fritzchen, wie viele Bundesländer gibt es?“ „Elf und fünf“ „Und wie viel macht das, Fritzchen?“ „Das bleibt bei elf und fünf!“ „Aber wieso denn, Fritzchen?“ „Weil man Äpfel und Birnen nicht zusammenzählen kann!“⁴³

Meint der Ossi zum Wessi: „Wir sind ein Volk.“

Antwortet der Wessi: „Ja, wir auch!“⁴⁴

Beide Witze beschreiben die vermeintliche Andersartigkeit West- und Ostdeutscher, die keine Einheit bilden und zwei verschiedene Völker seien. Der zweite Witz spielt mit dem im Kontext der Montagsdemonstrationen 1989/90 skandierten Ausruf „Wir sind das Volk“ und wandelt ihn dazu um, dass der „Wessi“ dem „Ossi“ antwortet, dass er ebenfalls ein eigenständiges, von ihm losgelöstes, Volk sei. Auf diese Art und Weise vollzieht sich der Übergang der physischen Berliner Mauer am 9. November 1989, hin zu dem Aufbau einer mentalen Mauer, die in Form einer dichotomen Raumkonstruktion nach den ersten Wendejahren nicht nur implizit in zahlreichen Witzen zum Vorschein tritt, sondern sogar explizit in Witzen verarbeitet wird.

42 Staud, Ossis sind Türken (wie Anm. 1).

43 Garant Verlag: Das beste Ossi-Wessi-Witze-Wendebuch, Renningen 2013, S. 18.

44 Ebenda, S. 87.

5. Fazit

Die Diskussion rund um die Andersartigkeit des „Ossis“ besteht seit spätestens Mitte der 90er Jahre und vollzieht sich u.a. in journalistischen Artikeln, kommerziellen Witzesammlungen bis hin zur Alltagskommunikation. Sie sind allesamt Diskurselemente, die den innerdeutschen Ost-West-Diskurs mitbeeinflussen, indem sie die gesellschaftlichen Wissensbestände sowohl bedingen als auch abbilden.

Im innerdeutschen Ost-West-Diskurs manifestiert sich eine klare Wir-Ihr-Abgrenzung, welche die Ostdeutschen mit Migranten gleichstellt und sie in diesem Kontext als Fremde im eigenen Land darstellt. Auf dieser Abgrenzung basiert das Stereotyp des „Ossis“, welches als Kollektivbezeichnung für sämtliche Ostdeutschen gilt und sie losgelöst ihrer regionalen Herkunft homogenisiert. Dabei werden die „Ossis“ in ihrer Gesamtheit als deutlich homogener wahrgenommen als der Rest der Republik. Häufig wird hierfür der „Sachse“ als Synonym für den „Ossi“ verwendet, die ihm im Witz zugeschriebenen Attribute werden somit der gesamten ostdeutschen Bevölkerung zugeschrieben.

Die Zuschreibungen lassen sich in zwei übergeordnete Kategorien klassifizieren; in solche Witze, die dem „Ossi“ historisch unspezifische Attribute zuschreiben, d.h. solche, die ebenfalls jeder als fremdartig wahrgenommenen Bevölkerungsgruppe zugesprochen werden könnten, wie bspw. angebliche Charakterzüge der Faulheit, Dummheit, Kulturlosigkeit usw.; oder in solche Witze, die den „Ossi“ mit

vermeintlich spezifisch ostdeutschen Eigenschaften besetzen und daher im Kontext einer anderen Bevölkerungsgruppe keinen Sinn ergeben würden, z.B. die vermeintliche Bananensucht, Meckerkultur und die Ostalgie. Diese Heterostereotype aus westdeutscher Perspektive sagen jedoch nichts über die Charaktereigenschaft der Ostdeutschen aus, sondern bieten einen Zugang zu den kursierenden Wissensbeständen über das Stereotyp des „Ossis“, indem sie einen Einblick in die Selbstwahrnehmung der Gesellschaft geben, in der diese reproduziert werden. In Abgrenzung zum „Ossi“ kursiert also das Autostereotyp, Westdeutsche seien fleißiger, intelligenter und würden weniger trinken. Diese vermeintliche ostdeutsche „Fremdartigkeit“ wird unter anderem auch in den Witzen selbst deutlich, in denen sich dieser innerdeutsche Ethniendiskurs auf einer stark komprimierten Ebene abspielt. So hat die neuartige Nachbarschaft nach der Wende dazu geführt, dass sich die Wahrnehmung dermaßen verschoben hat, dass aus den einstigen auf der anderen Seite der Mauer festgehaltenen ostdeutschen Brüdern und Schwestern, Fremde im eigenen Land geworden sind. Die zuvor auf den mentalen Landkarten der Zeitgenossen primär durch eine physische Mauer getrennte ost-west-deutsche Zugehörigkeit, wurde durch die neuartigen Kontaktzonen und Berührungspunkte nach dem Fall der Mauer durch eine mentale Grenze ersetzt. Infolgedessen konstruierte sich die dichotome Raumwahrnehmung in Ost und West, die sich in der stereotypen westdeutschen Wahrnehmung der „Ossis“ als homogene Masse manifestiert.

*Quellen- und Literaturverzeichnis**Quellen*

- Eulenspiegelverlag: Wo geht's den hier zum Aufschwung?, Ossi-Wessi-Witze, Berlin 2006.
- Garant Verlag: Das beste Ossi-Wessi-Witze-Wendebuch, Renningen 2013.
- Migranten-Studie: Türken sind mit Abstand am schlechtesten integriert; in: Spiegel Online (24.01.2009), online verfügbar unter: <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/migranten-studie-tuerken-sind-mit-abstand-am-schlechtesten-integriert-a-603294.html>. Geprüft am 13.01.16.
- Pfohl, Manuela: Osis sind auch nur Deutsche; in: Der Stern (16.04.2010), online verfügbar unter: <http://www.stern.de/panorama/arbeitsgericht-stuttgart-faellt-urteil--osis--sind-auch-nur-deutsche-3571328.html>. Geprüft am: 22.12.15.
- Staud, Toralf: Einwanderer. Osis sind Türken; in: Zeit.de (02.10.2003), Nr. 41, online verfügbar unter: <http://www.zeit.de/2003/41/Einwanderer>. Geprüft am 12.12.2015.
- Röhl, Ernst / Schwalm, Reiner / Wiczorek, Thomas: Fünf Jahre sind genug. Berlin 1995.
- Wackel, Dieter F.: 300 Witze über Osis. Eine Banane rennt durch Ostberlin. München 2010.
- Weger, Andreas, Ossi trifft Wessi: Die 200 besten Witze seit der Wiedervereinigung, Egestorf 2011.
- Yücel, Deniz: Türkdeutsche und Ostdeutsche. "Diese verfluchte Einheit"; in: Taz.de (01.10.2010), online verfügbar unter: <http://www.taz.de/!5134724/>. Geprüft am 12.12.2015.

Literatur

- Ahbe, Thomas: Die Konstruktion der Ostdeutschen. Diskursive Spannungen, Stereotype und Identitäten seit 1989; in: Aus Politik und Zeitgeschichte (Beilage der Wochenzeitung „Das Parlament“), Bd. 41-42, hrsg. von Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2004, S.12-22.
- Best, Otto F.: Der Witz als Erkenntniskraft und Formprinzip, Darmstadt 1989.
- Bojenko-Izebska, Ewa: Die Ostdeutschen in ausgewählten Karikaturen; in: Pates, Rebecca / Schochow, Maximilian (Hrsg.): Der "Ossi". Mikropolitische Studien über einen symbolischen Ausländer, Wiesbaden 2013, S. 191-208.
- Ensel, Leo: Warum wir uns nicht leiden mögen. Was Ossi und Wessi voneinander halten, Münster 1993.
- Feustel, Robert: „Fremde Vertraute“ - Bilder von Ostdeutschen im Kontext der Psychotherapie; in: Pates, Rebecca / Schochow, Maximilian (Hrsg.): Der "Ossi". Mikropolitische Studien über einen symbolischen Ausländer, Wiesbaden 2013, S. 129-150.
- Franke, Kathrin / Keune, Denis / Mücklich, Ronny / Schürer, Ulrike: Vom DDR-Subjekt zum Ostdeutschen. Die Geschichte einer diskursiven Sichtbarmachung; in: Pates, Rebecca / Schochow, Maximilian (Hrsg.): Der "Ossi". Mikropolitische Studien über einen symbolischen Ausländer, Wiesbaden 2013, S. 221-237.
- Grub, Frank Thomas: „Ossi“, „Wessi“ und „Wossi“. Aspekte dreier Figurentypen in der „Wendeliteratur“; in: Valentin, Jean-Marie (Hrsg.): Geschlechterdifferenzen als Kulturkonflikte, Bern 2007, S. 393-400.
- Hahn, Hans Henning: 12 Thesen zur Stereotypenforschung; in: Hahn, Hans Henning / Mannová, Elena (Hrsg.): Nationale Wahrnehmungen und ihre Stereotypisierung. Beiträge zur Historischen Stereotypenforschung, Frankfurt am Main / Berlin / Bern u.a. 2007, S. 15-24.
- Hahn, Hans Henning / Hahn, Eva: Nationale Stereotypen. Plädoyer für eine historische Stereotypenforschung; in: Hahn, Hans Henning (Hrsg.): Stereotyp, Identität und Geschichte. Die Funktion von Stereotypen in gesellschaftlichen Diskursen, Frankfurt am Main 2002, S. 17-56.
- Herles, Wolfgang: Wir sind kein Volk. Eine Polemik, München 2005.
- Hoensch, Jörk K.: Zur Phänomenologie und Soziologie des politischen Witzes in Osteuropa; in: Bohemia 13 hrsg. von Karl Bosl, München 1972, S. 407-422
- Jürg, Michael / Elis, Angela: Typisch Ossi, typisch Wessi, München 2006.

- Jurt, Joseph: Bourdieu, Stuttgart 2008.
- Luhmann, Niklas: Soziale Systeme. Grundrisse einer allgemeinen Theorie, Berlin 1984.
- Maaz, Hans-Joachim: Der Gefühlsstau. Psychogramm einer Gesellschaft, München 2014.
- Pates, Rebecca: Einleitung – Der „Ossi“ als symbolischer Ausländer; in: Pates, Rebecca / Schochow, Maximilian (Hrsg.): Der "Ossi". Mikropolitische Studien über einen symbolischen Ausländer, Wiesbaden 2013, S. 7-20.
- Schönwald, Antja: Identitäten und Stereotype in grenzüberschreitenden Verflechtungsräumen. Das Beispiel der Grossregion, Wiesbaden 2012.
- Röhrich, Lutz: Aktuelle Probleme der Witzforschung; in: Klopfer, Rolf (Hrsg.): Erzählung und Erzählforschung im zwanzigsten Jahrhundert, Stuttgart 1981, S. 491-502.
- Röhrich, Lutz: Der Witz als zeitgenössisches kulturelles Phänomen; in: Ryan, Thomas Eldon / Monostory, Denes (Hrsg.): Word and deed. German studies in honor of Wolfgang F. Michael, New York 1992, S. 51-66.
- Röhrich, Lutz: Der Witz. Figuren, Formen, Funktionen, Stuttgart 1977.
- Roth, Marita: Stereotype in gesprochener Sprache: Narrative Interviews mit Ost- und Westberliner Sprechern 1993 – 1996, Tübingen 2005.
- Schiewe Andrea / Schiewe Jürgen: Witzkultur in der DDR. Ein Beitrag zur Sprachkritik, Göttingen 2000.

Autorenverzeichnis in Reihenfolge der Artikel

Christian Jung

Masterabsolvent im Fach Geschichte. Derzeit tätig im Bundesamt für Migration und Flüchtlinge. Forschungsinteressen sind Kreuzzüge und Kreuzfahrer, Gesellschaftstheorien und Öffentliches Recht sowie Völkerrecht.

Roman Tischer

Seit dem Wintersemester 2013/2014 Lehramtsstudium für das Gymnasium mit den Fächern Deutsch und Geschichte. Seit dem Wintersemester 2015 zusätzlich Studium der Katholischen Theologie als Drittfach. Im Sommersemester 2015 Tätigkeit als Tutor am Institut für Germanistik (Professur für Germanistische Sprachwissenschaft). Interessenschwerpunkte liegen im Bereich der Geschichte des Früh- und Hochmittelalters.

Simone Brehmer

Seit dem Wintersemester 2013/2014 Studium im Bachelorstudien- gang Geschichts- und Kulturwissenschaften mit dem Hauptfach Ge- schichte und den Nebenfächern Philosophie und Kunstpädagogik.

Forschungsinteressen sind die Wissens-, Kultur- und Mentalitätsgeschichte des Hoch- und Spätmittelalters sowie die Erforschung der mittelalterlichen Sozial- und Handels- und Wirtschaftsstrukturen, mit einem Schwerpunkt im Bereich der deutschen Landesgeschichte, insbesondere der Wetterau.

Pascal Wengert

Seit dem Wintersemester 2012/2013 Studium Geschichte und Fachjournalistik Geschichte an der Universität Gießen. Seit Juni 2014 ist Tätigkeit als studentische Hilfskraft im Sonderforschungsbereich/Transregio 138 „Dynamiken der Sicherheit“. Forschungsinteressen sind neben der historischen Sicherheitsforschung die Geschichte der Armutsbewegungen im Mittelalter, Adelsgeschichte und die hessische Landesgeschichte.

Timo Mohr

Seit dem Wintersemester 2014/2015 Studium der Geschichts- und Kulturwissenschaften mit den Fächern Geschichte, Russistik und Politikwissenschaften. Tätigkeit als Studentische Hilfskraft am Institut für Slavistik an der Professur für slavische Sprach- und Kulturwissenschaft.

Markus Jakob

Masterabsolvent der Fächer Osteuropäische Geschichte und Geschichte. Ehemalige Hilfskraft bei Professor Thomas M. Bohn. Derzeit im Gießener Zentrum Östliches Europa als Hilfskraft der Geschäftsführung angestellt. Die fachlichen Interessen liegen in der Militär-, Migrations- und Hessisch-russischen Verflechtungsgeschichte.

Larissa Sebastian

Seit dem Wintersemester 2013/2014 Studium der Geschichts- und Kulturwissenschaften mit den Fächern Geschichte, Politikwissenschaften und Völkerrecht. Stipendium des Evangelischen Studienwerks e.V. und als studentische Hilfskraft an mehreren Lehrstühlen der Justus-Liebig-Universität tätig. Fachliche Interessen liegen in der Frühen Neuzeit und in der interdisziplinären Verschränkung von Geschichts- und Literaturwissenschaft.

Sarah Noske

Seit dem Wintersemester 2013/2014 Studium im Bachelorstudengang Geschichts- und Kulturwissenschaften mit den Fächern Geschichtswissenschaft, Politikwissenschaft und Völkerrecht. Fachinteressen liegen vor allem in der Regionalgeschichte, aber auch in der Rechtsgeschichte, im Speziellen in der Geschichte des Völkerrechts.

Vertiefungsschwerpunkte bilden die jüdische und die deutsch-französische Geschichte.

Dennis Müller

Seit dem Wintersemester 2012/2013 Studium der Geschichts- und Kulturwissenschaften mit den Fächern Osteuropäische Geschichte und Fachjournalistik Geschichte. Mitglied der Fachschaft Geschichte. Übernahme von Praktika in Deutschland sowie Auslandsaufenthalte in Kazan (Russland) und Hermannstadt (Rumänien). Fachliche Interessen liegen in der Zeit der 19. und 20. Jahrhunderts.

Nazim Diehl

Seit dem Wintersemester 2011/2012 Studium der Geschichts- und Kulturwissenschaften mit den Fächern Geschichte, Soziologie und Politik. Tätigkeit als Hilfwissenschaftler am Historischen Institut der Justus-Liebig-Universität Gießen und als Schreibberater am Schreibzentrum. Die fachlichen Interessen liegen in der Erforschung von Marken, Werbung und Stereotypen.